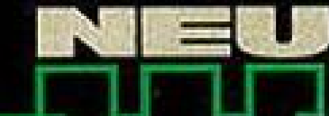
1,70 DM / Band 389
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Der Ghoul und seine Geishas

John Sinclair Nr. 389

von Jason Dark

erschienen am 17.12.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Ghoul und seine Geishas

Trotz der strahlenden Sonne spürte die Chinesin Shao das kalte Gefühl der Gefahr.

Es war einfach da, ihr sechster Sinn hatte Alarm geschlagen, und sie blieb so unerwartet stehen, daß eine sich hinter ihr befindliche Frau gegen ihren Rücken lief und anfing zu schimpfen.

»Pennst du, verdammt?« Aus dem grellrot geschminkten Mund drang breitester Southwark-Slang. Die Frau war billig und provozierend gekleidet. Das Gelb der Hose war zu knallig und der dünne Blusenstoff zu durchsichtig, so daß sich der farbige BH abzeichnete. Shao wirkte für einen Moment hilflos. Sie war es nicht gewohnt, so angepflaumt zu werden, hinzu kam dieses gespannte Gefühl der drohenden Gefahr, und sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Automatisch warf sie einen Blick auf den Einkaufskorb. Die Brandy- und Ginflaschen standen so, daß sie nicht umkippen konnten…

»Geh doch aus dem Weg, Mensch! Andere wollen auch raus.« Das Gesicht der »Dame« wurde zur Grimasse.

»Es tut mir leid«, sagte Shao.

»Davon habe ich nichts.« Sie musterte Shao blitzschnell, so daß sich die Chinesin für einen Augenblick wie ausgezogen vorkam. »Es reicht nicht, nur proper und scharf auszusehen, man muß sich auch behaupten können, Zuckerpuppe.« Das letzte Wort zischte sie aus dem Mundwinkel, bevor sie ihren Einkaufswagen weiterschob.

Shao schaute hinter ihr her, ohne sie recht wahrzunehmen. Sie stand vor dem breiten Glaseingang des Supermarkts und blickte auf den sonnenüberfluteten halbleeren Parkplatz, auf dem die Käufer ihre Wagen abgestellt hatten. Der Fahrzeuglack schien zu kochen, so warm war es geworden. Die Luft flimmerte über dem Asphalt. Zumeist Frauen kauften hier ein. Viele von ihnen hatten ihre Kinder mitgenommen, die sich in der Hitze vergnügten, um die Autos herumliefen oder mit Einkaufswagen Rennen veranstalteten.

Wo lauerte die Gefahr?

Shao wußte es nicht. Es sah alles so völlig normal und harmlos aus, was da vor ihren Augen ablief. Trotzdem nahm sie die innere Warnung sehr ernst.

Jemand war da, und zwar ganz in der Nähe. Er wartete auf sie, um blitzschnell zuschlagen zu können.

Shao war Chinesin. Dazu noch eine sehr hübsche. Das lange dunkle Haar hatte sie wegen der Hitze hochgesteckt, das modische Sonnentop in einem leuchtenden Rot besaß hauchdünne Träger und lag locker um ihren festen Busen. Die weit geschnittene Hose endete an den Knien. Sie strahlte so weiß, als wäre sie erst vor Minuten aus der Waschmaschine gekommen.

Sie sah nicht nur aus wie eine völlig normale Frau, sie war auch eine, und trotzdem war sie etwas Besonderes.

Shao umgab ein gewisses Geheimnis.

Sie stammte von der japanischen Sonnengöttin Amaterasu ab, war die letzte in der langen Ahnenreihe und hatte wegen ihrer Abstammung bisher nicht nur Freude erfahren.

Deshalb war sie stets auf der Hut. Zudem lebte sie mit Suko zusammen, der wie sein Freund John Sinclair Yard-Beamter war und als Geisterjäger arbeitete.

Dämonen und andere schwarzmagische Geschöpfe machten Jagd auf sie und hatten sie auf ihre Abschußliste ganz oben gesetzt.

Suko war nicht in London. Zusammen mit seinem Freund John trieb er sich in Cornwall herum, wo ein gefährlicher Fall auf die beiden Freunde wartete.

Erkennen konnte Shao nichts.

Nur den Parkplatz, die grelle Sonne, den spiegelnden Lack der

abgestellten Wagen, das bunte Treiben der Menschen. Sie vernahm das Klappern von Flaschen, die in ratternden Einkaufswagen gegeneinanderstießen.

Eine normale Kulisse. Shao setzte ihre Sonnenbrille auf, um von dem grellen Sonnenlicht nicht geblendet zu werden.

Sie ging zum Parkplatz und schob dabei ihren zur Hälfte gefüllten Einkaufswagen vor sich her. Shao hatte nur wenig eingekauft. Bei der Hitze verdarben die Sachen sehr schnell.

Ihr Mini parkte ein Stück entfernt. Die vorderen Parktaschen waren allesamt belegt gewesen, aus diesem Grunde hatte sie eine ziemlich weite Strecke zurückzulegen.

Sie sah auch die blonde Frau wieder, mit der sie am Eingang bereits Bekanntschaft gemacht hatte. Die Frau stand mit einem jüngeren Mann zusammen, der nur eine abgeschnittene Jeans trug und seinen bloßen Oberkörper den Sonnenstrahlen zum Bräunen hingab.

Das schrille Lachen der Blonden hallte über die Autodächer hinweg, und Shao sah, wie sie dem Jüngling eine Hand auf die nackte Brust legte, bevor sie auf die Flaschen in ihrem Einkaufskorb zeigte. Wahrscheinlich wollte sie ihn zu einer Party animieren.

Die Chinesin fuhr vorbei. Sie sah ihren kleinen Wagen bereits, auf dessen Dach die Sonnenstrahlen knallten.

Zwei spielenden Kindern wich sie aus und hörte auch jetzt noch das Lachen der Blonden.

Schrecklich, diese Frau…

Zwei Parktaschen neben ihrem Auto stand ein großes amerikanisches Gefährt. Shao kannte sich bei diesen Marken nicht so aus, glaubte aber, daß es sich um einen Cadillac handelte. Das Auto besaß so stark getönte Scheiben, daß sie nicht hineinschauen konnte.

Hinter ihnen bewegte sich nichts, so glaubte sie, daß der Wagen leer war, und sie nahm ihn auch nicht mehr weiter zur Kenntnis, obwohl sie die Warnung nicht vergessen hatte.

Die Gefahr war nach wie vor da!

Signale des Unterbewußtseins meldeten sich bei ihr, und sie preßte hart die Lippen zusammen.

Neben der Tür blieb sie stehen, warf einen raschen Blick in die Runde, entdeckte nichts Auffälliges und öffnete die Fahrertür an der rechten Seite. Wegen der Hitze kam ihr alles viel langsamer vor als sonst, auch sie selbst bewegte sich nicht so schnell. Jedes zu hastige Ausholen kostete Kraft, trieb den Schweiß aus den Poren, der anschließend wie eine klebrige Schicht auf dem Körper lag.

Shao packte die wenigen Sachen, es war zumeist Obst, auf den Rücksitz. Als der Wagen leer war, drehte sie sich um und schob ihn in die Schlange der anderen Einkaufswagen.

Dann ging sie wieder zurück.

Der Cadillac parkte rechts neben ihrem Mini. Seine Beifahrertür war der Fahrertür des Mini zugewandt. Das nahm Shao erst jetzt wahr, als sie zum Wagen zurückkehrte.

Sie zögerte.

Einen direkten Grund dafür wußte sie nicht. Es geschah rein intuitiv, und sie fühlte plötzlich die Spannung in Höhe der Taille. Dort spannte sich die Bauchmuskulatur, als wäre sie von zwei Händen in verschiedene Richtungen gezogen worden.

Da schwang die Beifahrertür des Cadillac auf.

Nicht gemächlich, wie es dem Standard des Wagens entsprochen hätte, sondern ziemlich schnell, und im offenen Türausschnitt erschien ein Mann, der in seiner Hand einen schweren Revolver hielt, auf dessen Lauf noch ein Schalldämpfer geschraubt war.

Die Mündung zielte auf Shao.

Und die Stimme des Kerls traf sie wie eine Eisdusche. »Rühr dich nicht von der Stelle, sonst bist du tot…«

Shao sah nur das Mündungsloch. Sie dachte daran, daß sich ihr sechster Sinn nicht umsonst gemeldet hatte, und sie wußte auch, daß sich der Kerl einen verdammt günstigen Zeitpunkt und eine hervorragende Stelle ausgesucht hatte, um sie zu kidnappen oder zu töten.

Es war ein Japaner.

Trotz der Hitze trug er einen korrekt sitzenden grauen Anzug.

Hinter der Waffe war sein Gesicht zu erkennen. Die Haut wirkte wie die einer Leiche. Die Augen in der blassen Masse erinnerten an schwarze Knöpfe, die einen gnadenlosen Ausdruck besaßen.

Shao fürchtete sich.

Dieser Mann meinte es ernst. Er hätte seine Absichten nicht einmal durch die Demonstration mit der schweren Waffe zu unterstreichen brauchen. Er war ein Typ, der allein durch sein Äußeres Furcht einflößte.

Shao riß sich zusammen. Sie hatte schon einige gefährliche Situationen in ihrem Leben überstanden und sah nicht ein, daß sie sich so einfach fertigmachen lassen sollte. Sie schluckte einen Kloß herunter und fragte mit ziemlich sicher klingender Stimme: »Was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Du bist ruhig!«

»Bitte, ich kann doch…«

Er schüttelte nur den Kopf. Dabei bewegte sich der lange Lauf nicht, aber Shao schwieg, denn sie hatte den Schatten bemerkt, der von der linken Seite auf sie fiel.

Gehört hatte sie den zweiten Mann nicht. Er hatte es geschafft, sich lautlos anzuschleichen, und Shao spürte plötzlich seinen eisenharten Griff an ihrem linken Arm.

Ihr Gesicht verzog sich, sie wollte sich nach rechts umdrehen, als der andere dort auch zufaßte.

Die Klammer saß fest. Noch hatte sie den Kerl nicht gesehen, der seinen Kopf so weit vorbeugte, daß Shao den Geruch eines scharfen Rasierwassers wahrnahm.

»Du bist ruhig, ganz ruhig.« Er löste seinen rechten Arm von ihrem Ellbogen und zog einen Gegenstand hervor, den er Shao zeigte, indem er seine Hand um ihren Körper herumfahren ließ.

Es war eine Nadel.

Noch dünner als eine Stricknadel, aber sehr lang und spitz. Die Erklärung war teuflisch. »Wissenschaftler und Historiker haben festgestellt, daß die Menschen des Mittelalters diese Nadel schon kannten. Besonders Frauen nahmen sie, bohrten die obere Öffnung an und füllten sie mit Gift, bevor sie die Nadel den Männern oder Rivalinnen in die Nase stachen. Es blieben keine Spuren zurück. Auch ohne Gift gibt es so gut wie keine Spuren. Du weißt Bescheid?«

Shao schielte von oben auf die Nadel, deren Spitze auf sie zeigte.

Sie konnte das Zittern nur gewaltsam unterdrücken und sah zu, wie der andere die schmale Mordwaffe wieder wegnahm.

Es war das Zeichen für den dritten.

Er saß im Fond des Cadillac und öffnete die Tür, die Shao entgegenschwang.

»Steig ein!« sagte er nur.

Für einen Moment hatte Shao sein Gesicht gesehen. Einen braunen Teint, Schlitzaugen, und auf der Oberlippe wuchs ein dunkler schmaler Schnäuzer. Drei gefährliche Kerle standen gegen sie, da konnte sie nichts unternehmen. Sie mußte den Befehlen folgen.

Und gegen Abend würde Suko zurückkommen.

Plötzlich wurde der Kloß noch dicker. Er stieg in die Höhe, drückte gegen ihren Hals, und Shao mußte sich ungeheuer zusammenreißen, um ihre Angst nicht zu zeigen.

Sie ging auf den Cadillac zu.

Es waren wenige Schritte, und der Typ, der ihr geöffnet hatte, rückte zur Seite, so daß sie bequem einsteigen konnte. Die Polster bestanden aus hellgrünem Leder, das unter den Sonnenstrahlen heiß geworden war, denn der Wagen besaß überraschenderweise keine Klimaanlage.

Der Kerl mit dem Schnäuzer erwartete sie. Er hatte Ähnlichkeit mit einem Malaien und wirkte manchmal wie Charles Bronson.

Etwas Gewalttätiges ging von ihm aus. Er leckte über seine Lippen, als er Shao zusah, wie sie sich hinsetzte. Er lachte. Seine Hand legte sich auf ihren Oberschenkel. Shao spürte den Schweiß und die Hitze durch den Stoff der Hose und erstarrte deutlich sichtbar in ihrer Haltung.

»Sei lässig und locker«, flüsterte der mit dem Schnäuzer. »Es ist

besser für dich.«

Shao gab keine Antwort und schaute zu, wie der Typ einstieg, der sie draußen festgehalten hatte. Die gefährliche Mordnadel hatte er nicht aus der Hand gelegt.

Der Mann vom Beifahrersitz war inzwischen auf den des Fahrers gerutscht. Er wollte starten, denn seine Hand näherte sich bereits dem Zündschlüssel. In diesem Augenblick passierte jemand so dicht den Cadillac, daß ein geschobener Einkaufswagen gegen die Karosserie schrammte und sich das Geräusch bis in das Innere fortpflanzte.

Alle drehten die Köpfe nach links, auch Shao. Sie war wohl die einzige Person, die die Blonde vom Eingang des Supermarkts erkannte. Denn sie hatte nicht aufgepaßt und war gegen den breiten Cadillacgefahren.

Der Malaie wollte die Tür aufstoßen, wurde aber durch einen Befehl des Fahrers zurückgehalten, der die Sache nicht ausweiten wollte und den Zündschlüssel drehte.

Sofort sprang der Motor an.

Er war kaum zu hören. Seidenweich fuhr der Wagen an. Sie passierten die Frau, die sich bemühte, hinter den getönten Scheiben etwas zu erkennen.

Schreien konnte Shao nicht. Die Blonde würde auch nicht viel erkennen können, trotzdem versuchte es Shao durch das Schneiden von Grimassen, ihr klarzumachen, in welch einer Lage sie sich befand.

Der Moment war einfach zu kurz, die Scheiben zu stark getönt, als daß Shao hätte von der anderen eine Reaktion erwarten können.

Wie sollte auch gerade diese Person ihr zur Seite stehen?

Zurück blieb der Mini, in dem die eingekauften Lebensmittel bei dieser Hitze schnell verfaulen würden.

Beinahe lautlos rollte der Wagen über den Parkplatz und zur Ausfahrt.

Shao saß zwischen den beiden Männern, die sich mit keinem Wort äußerten. Nur der Malaie ließ nach wie vor seine Hand auf ihrem Oberschenkel liegen und machte Fingerübungen.

Shao zuckte mehrfach zusammen. Sie wußte, welche Gedanken sich hinter der Stirn dieses Mannes abspielten. Alles wünschte sie sich, nur nicht mit diesem Kerl allein zu sein.

Ihre drei Entführer sprachen nicht. Schließlich war es Shao, die das Schweigen unterbrach. Das war kurz vor dem Überqueren der Chelsea Bridge. »Wohin werde ich gebracht?«

Es dauerte, bis sie eine Antwort bekam. Der Fahrer gab sie ihrschließlich. »Ganz einfach, Süße, ins Paradies. Wir schaffen dich ins Paradies…«

Bei diesen Worten grinste der neben Shao sitzende Malaie so sadistisch, daß ihr angst und bange wurde…

***

Erst nachdem der Supermarkt seine Pforten geschlossen hatte und der Nachtwächter seine Runden drehte, fiel ihm der einsam auf dem Parkplatz stehende Mini auf.

Wäre das Gelände frei befahrbar gewesen, hätte er sich darum nicht gekümmert, so aber wurde er mißtrauisch, ging auf den Wagen zu, schaute und leuchtete hinein, sah die Ware auf dem Rücksitz, die bereits verdorben war und begann über die Nachlässigkeit der Leute zuschimpfen.

Nachdem er einen Schluck getrunken hatte, begann er nachzudenken. Wer ließ seinen Wagen freiwillig stehen, damit die gekauften Lebensmittel verfaulten?

Wohl niemand, also mußte der Fahrer das Auto unfreiwillig stehengelassen haben.

Der Nachtwächter, ein wegen seines Alters entlassener Bartürsteher, gehörte zu den Leuten, die täglich Zeitung lasen, Illustrierte ebenfalls durchblätterten und so über die meisten Dinge informiert waren, die in der Welt passierten.

Es hatte in der letzten Zeit in vielen Großstädten Europas Bombenanschläge gegeben. Die Bomben waren nicht nur in Papierkörben oder Hauseingängen versteckt worden, sondern auch in Autos, und daran dachte der Nachtwächter, als er den einsam stehenden Mini auf dem Parkplatz sah.

»No, Sir, no«, sagte er, ging rückwärts und schüttelte dabei den Kopf. »Nicht mit mir. Die Sache ist mir zu heiß.« Er lief schnell zurück in seine Kammer, wo auch ein Telefon stand, über das er das nächstliegende Revier anrief.

Die Beamten dort zeigten sich von seinem Anruf nicht gerade begeistert. Auch als er den Verdacht mit der Bombe äußerte, blieben sie ziemlich gelassen.

»Wenn jeder abgestellte Wagen eine Bombe enthalten würde, sähen wir alt aus.«

»Trotzdem, kommen Sie lieber her.«

»Später.«

Es wurde nach Mitternacht, bevor der Nachtwächter die Scheinwerfer eines Wagens am Tor sah. Er lief hin, öffnete und ließ den Streifenwagen auf das Gelände fahren. Durch Winken wies er ihnen den Weg.

In einiger Entfernung zum Mini stoppte der Wagen. Zwei Polizistenstiegen aus. »Das ist die Karre?« fragte einer.

»Ja.«

Auch die Beamten gingen um den Mini herum, leuchteten durch die Scheiben, sahen die verfaulten Lebensmittel und notierten sich zum Schluß das Kennzeichen.

»Gib mal an die Zentrale durch«, wurde der Jüngere der beiden Beamten angewiesen.

Der Mann verschwand im Wagen und nahm Kontakt auf.

»An die Bombe glauben Sie nicht, wie?« fragte der Nachtwächter den zweiten Polizisten.

»Nein.«

»Aber es könnte doch sein…«

»Weshalb sollte uns das gerade passieren? Es kann sein, daß der Wagen gestohlen wurde. Leider eine alltägliche Sache. Den Besitzer werden wir gleich haben.«

Wie auf ein Stichwort öffnete sich die Tür des Streifenwagens.

»Ich habe jetzt den Halter«, meldete der Polizist.

»Und wer ist es?«

»Eine Frau.«

Der Beamte lachte. »Das hätte ich mir fast denken können. Steht sie auf irgendeiner Liste?«

»Nein, das nicht…« Der junge Mann kratzte sich hinter dem Ohr.

Das tat er immer, wenn ihm etwas suspekt war.

Sein Kollege kannte das auch. »Los, rede, da stimmt doch was nicht!«

»Wir sollen die Finger davon lassen.«

»Aha und weshalb?«

»Weil sich Scotland Yard um den Fall kümmern will…«

***

Erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt. Die Sache in Cornwall hatte uns länger aufgehalten, als wir eigentlich vorgehabt hatten, aber es war gut gewesen, daß wir nachgehakt hatten. Wir wußten jetzt, wie der Spuk in seiner Urgestalt aussah und daß er vor langer Zeit den Weg von den Sternen her auf unseren Planeten gefunden hatte. Die Erde war von diesem amorphen Wesen praktisch heimgesucht worden. Der Spuk erschien und hielt mit seinen Zielen nicht länger hinter dem Berg.

Daß er die Vernichtung wollte, lag auf der Hand. Gleichzeitig wollte er herrschen. Und dem standen einige Dinge im Wege.

Es gab jemanden, der praktisch seit der Entstehung der Erde einen eigenen Anspruch auf sie erhob.

Luzifer!

Oberster Fürst, Macher des Bösen. Das Schlechte überhaupt. Das Wesen, das zu Beginn der Zeiten seine erste große Niederlage hatte hinnehmen müssen und sich davon nicht mehr erholte.

Er konnte auch nicht vergessen. So nutzte er die Zeit, um seine eigenen Heerscharen in das Gefecht zu schicken. Und da stand sein unmittelbarer Statthalter, Asmodis, an erster Stelle. Er war derjenige, den die Menschen kannten und auch fürchten gelernt hatten.

Er regierte, er führte Luzifers Pläne aus, die es nicht zuließen, daß ihm jemand die Macht streitig machte.

So waren auch aus Schwarzblütlern Feinde geworden. Luzifer konnte es einfach nicht hinnehmen, daß der Spuk mit allen Mitteln versuchte, noch stärker zu werden.

Um dem entgegenzuwirken, griff Luzifer persönlich ein, wenn es sein Statthalter nicht schaffte. Und das war geschehen, als wir die Reliquie des Spuks fanden. Ich hatte mich nur kurz freuen können, aber auch die Helfer des Spuks waren nicht in der Lage gewesen, die Reliquie, diesen weißen Kopf, zu retten.

Luzifer hatte eingegriffen!

Ihm oder Asmodis gehörte sie jetzt, und beide würden sie gegen den Spuk einsetzen, wenn er ihnen zu nahe kam, davon war ich fest überzeugt.

So dachte auch mein Freund und Kollege Suko, der mich nach Cornwall begleitet hatte.

Leider hatten wir vor unserem Abflug nach London noch eine traurige Pflicht zu erfüllen gehabt. Ein Mann, der uns sehr geholfen hatte, war auf der Strecke geblieben.

Tom Jones, der Fischer!

Ein Kenner des Landes, ein Mensch, der alles über die Gegend wußte und uns so viel gezeigt hatte. Ein sehr schlichtes Begräbnis hatte er bekommen. Auf einem kleinen Friedhof, über den Tag wie Nacht der Wind strich und das Lied von der Vergänglichkeit und dem Leben nach dem Tode sang.

Die Fischer hatten uns begleitet. Ihre Gesichter waren ebenso kantig und verwittert wie die grauen Grabsteine, eben von der Landschaft gezeichnet. Und auch der Wettergott hatte sich der herrschenden Stimmung angepaßt. Der helle Sonnenschein war vorbei.

Jetzt trieben dicke Wolken über den Himmel. Graue, unheimlich wirkende Gebilde, die in jeder Minute neue Muster erzeugten, wenn der vom Meer kommende Wind mit seinen gewaltigen Armen in sie hineinfuhr.

Obwohl wir uns beide auf London freuten, hatte ich diese Bilder während der Fahrt immer vor Augen. Suko erging es nicht anders.

In einem Rasthof sprachen wir darüber, und Suko sagte einen sehrtreffenden Satz: »Es trifft immer die besten Menschen.«

Ich nickte, nippte an meinem Kaffee, der mir überhaupt nicht schmeckte, weil die Bohnen zu stark geröstet waren, und meinte:

»Wir haben Glück gehabt.«

»Bis jetzt.« Suko schüttelte den Kopf. Er war nicht wie sonst. Irgendwie kam er mir deprimiert vor, als hätte er zu nichts mehr Lust.

»Was ist mit dir?«

Suko lächelte. »Eigentlich könnte ich froh sein, daß wir es so gut

geschafft haben, aber ich weiß nicht…« Er preßte die Lippen zusammen und produzierte auf seine Stirn ein Muster aus Falten. »Irgendwie habe ich das Gefühl, daß etwas nicht in Ordnung ist.«

»Mit uns?«

»Ja und nein. Ich will ehrlich sein, John.« Er schaute mich direkt an. »Ich fürchte mich ein wenig davor, nach London zu fahren. Wahrscheinlich ist es Einbildung, das hoffe ich sogar. Trotzdem kann ich mir nicht helfen. London hat für mich etwas Bedrohliches an sich. Das ist wie eine Wolke. Je mehr wir uns der Stadt nähern, um so dichter wird sie. Kannst du das verstehen?«

Ich nahm einen Schluck von der Brühe. »Irgendwie schon. So etwas habe auch ich des öfteren gehabt und verspürt. In diesem Fall habe ich keine Vorahnungen.«

»Hoffentlich hast du recht.«

Ich merkte genau, daß Suko es trotz seiner Befürchtungen eilig hatte, nach London zurückzukehren. Deshalb winkte ich dem Kellner zu und beglich die Rechnung.

Der Mann bedankte sich und wünschte eine gute Fahrt. Eigentlich hatte Suko den Bentley lenken sollen, so war es zumindest ausgemacht. Er wollte aber nicht.

»Okay, wenn ich dir damit einen Gefallen tun kann.«

»Das kannst du.«

Irgendwann fragte ich ihn nach einem konkreten Verdacht. Den hatte er auch nicht.

»Soll ich telefonieren?«

»Das mache ich.«

»Bitte.« Es wunderte mich, und ich sah die Hand meines Freundes zittern, als er zum Hörer griff.

Diese Tatsache beunruhigte mich sehr, denn ich war so etwas von ihm nicht gewohnt.

Die Verbindung stand schnell. Suko hatte in unserem Büro angerufen und Glenda an die Strippe bekommen.

Was er von ihr zu hören bekam, erfuhr ich während des Telefonats nicht, aber Suko gab sich einsilbig und versprach, so rasch wie möglich im Büro zu sein.

Für mich war die Sache klar. Irgend etwas mußte geschehen sein, und Sukos Unruhe war nicht gespielt gewesen. Aber was hatte es konkret gegeben? Danach fragte ich den Inspektor.

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Hat Glenda dich im Unklaren gelassen?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Keine Ahnung.« Er ballte die Hände. »Sir James will unbedingt selbst mit uns reden.«

»Das soll er mal.«

Wir sprachen nicht weiter über das Thema. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, bis Suko meinte: »Weißt du, John, etwas stört mich an der Sache ganz gewaltig.«

»Und was?«

»Daß man uns keine Informationen gegeben hat. Da muß einiges schiefgelaufen sein.«

»Und was?«

Er lachte bitter. »Das ist die Frage. Ich habe das Gefühl, daß uns der neue Fall irgendwie persönlich betrifft. Deshalb will man nichts sagen. Man hält uns unter Druck.«

»Möglich.«

»Und wie bekommen wir etwas heraus?«

Wir hatten gerade einen kleinen Ort hinter uns gelassen und fuhren durch eine flache Sumpfgegend. Über dem Boden waberten die Schleier wie feuchte Tücher. »Vielleicht sollten wir Bill Conolly fragen.«

Suko winkte ab. »Wenn Glenda schon nichts weiß, wird Bill ebenfalls nichts wissen.«

Ich winkte ab. »Das kannst du so einfach nicht sagen, Suko. Nein, Bill hört oft die Flöhe husten und das Gras wachsen.«

»Okay, ich tue dir den Gefallen.« Suko tippte die Nummer unseres Freundes ein und wurde sehr schnell enttäuscht, da niemand bei den Conollys abhob.

»Tote Hose!«

Ich hob die Schultern. »Dann müssen wir eben bis London warten.«

»Leider.«

»Wieso bist du so deprimiert?« fragte ich den Inspektor.

»Weil die Sache sicherlich etwas mit mir zu tun hat.«

»Woher willst du das wissen?«

»Mein Gefühl sagt mir das. Irgend etwas hat mich gewarnt, John. Du weißt, daß ich ziemlich klar denke und auch versuche, dementsprechend zu handeln. Aber diese Warnung konnte ich einfach nicht überhören. Sie war nicht konkret, es gab keine genauen Hinweise, aber sie war vorhanden. Und zwar sehr stark und konzentriert. Es ist nicht allein das Gefühl gewesen, John, irgendwie werde ich den Verdacht nicht los, daß mir jemand eine Botschaft aus dem Unsichtbaren geschickt hat. Wer das nun gewesen ist, kann ich nicht genau sagen.«

»Wie genau hat es sich bemerkbar gemacht?«

»Das war plötzlich in meinem Innern. Es kribbelte, ich stand wie unter Strom. Es waren andere Stimmen da, ich hörte sie und wußte nicht, was sie sprachen. Schlimm, nicht?«

»Und diese Botschaften bezogen sich auf dich?«

»Kann sein.«

Ich hörte auf mit meinen Fragen, um Suko nicht länger zu quälen.

Obwohl es Glenda nicht zugegeben hatte, ging ich davon aus, daß der Fall, der in London auf uns wartete, irgend etwas mit den Vorahnungen zu tun hatte, die meinem Freund so stark zusetzten.

Es würde höchstens noch eine Stunde dauern, bis wir mehr erfuhren. Und diese Stunde wurde zu einer Qual, denn wir erreichten London in der Zeit, wo der Verkehr besonders stark war. Da steckten wir einige Male fest, mußten warten und unsere Ungeduld zügeln.

Alles hat einmal ein Ende, nur die Wurst nicht, die hat zwei. Und so war es auch bei uns. Als wir den Wagen abstellten, sah ich auf Sukos Stirn Schweißperlen glitzern.

Ich wunderte mich. »Was ist geschehen?«

»Ich weiß nicht, John. Irgendwie fürchte ich mich plötzlich vor einer Entscheidung.«

Mein Lachen sollte optimistisch klingen, der Schlag auf Sukos Schulter das Gefühl unterstreichen, aber wohl war mir bei dieser Gestik nicht. Wir fuhren sofort hoch in unser Büro, wo uns Glenda Perkins mit einem erleichterten Lächeln auf dem Gesicht erwartete.

Bei genauerem Hinsehen erkannte ich, daß es gespielt war.

Um irgendwelche Begrüßungsfloskeln auszutauschen, fehlte uns einfach die Zeit. Glenda bat uns, sofort zu Sir James zu gehen. Dort würden wir alles Weitere erfahren.

»Keinen Tip?« fragte ich.

»Nein, John.«

Ich strich über ihre Wangen. »Okay, Glenda, wenn man dich vergattert hat, das kann ich verstehen.«

Im Flur holte ich Suko ein. Bevor wir das Zimmer unseres Chefs betraten, flüsterte mir mein Freund noch etwas zu: »Jetzt wird es sich zeigen, ob ich mit meinem Gefühl recht behalten habe.«

»Hoffentlich nicht.«

Sir James Powell, Superintendent und unser unmittelbarer Vorgesetzter, erwartete uns stehend hinter seinem Schreibtisch, als wir den Raum betraten. Sein prüfender Blick streifte uns beide, bis er sich auf Suko einpendelte. Er wußte auch, daß wir beide hart im Nehmen waren, aus diesem Grunde fiel er gewissermaßen mit der Tür ins Haus.

»Shao ist entführt worden!«

Ich sagte nichts, Suko schwieg ebenfalls, aber ich merkte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Ich hatte das Gefühl, einen bösen Traum zu erleben, der leider keiner war, da ich an meiner linken Seite das Aufstöhnen meines Freundes Suko vernahm.

Im Gegensatz zu mir, war aus seinem Gesicht sämtliche Farbe gewichen. Der Vergleich mit einer frisch gekalkten Kellerwand kam

mir automatisch in den Sinn.

Sir James schwieg, wir sagten nichts, bis auf Suko, der plötzlich stöhnte: »Also doch.«

Sir James schaltete augenblicklich. »Wieso?«

»Mein Gefühl, Sir. Es war einfach mein Gefühl, das mich so reagieren ließ. Da ich eine Warnung bekommen habe, wußte ich, daß etwas geschehen war. Nur nicht was, und das ist das Schlimme an der Sache. Die Fahrt hierher war schrecklich. Wir riefen an, bekamen auch keine Informationen, und so verdichtete sich dieses Gefühl immer mehr. Jetzt weiß ich Bescheid und bin nicht einmal mehr so überrascht.«

»Bitte, setzen Sie sich.«

Während ich meinen Platz einnahm, schielte ich auf meinen chinesischen Freund und Kollegen. Sein Gesicht war starr geworden, kein Muskel zuckte auf den Wangen. Auch in seine Augen schaute ich. Sie hatten einen leeren Blick bekommen, der sich änderte, als Suko saß. Plötzlich bekam er etwas Kämpferisches, ein Ruck ging durch seine Gestalt, und er setzte sich gerade hin.

Auch Sir James hatte bemerkt, daß bei ihm der erste Schock überwunden war und fragte, ob er zur Sache kommen könnte.

Wir stimmten zu.

»Shao muß am hellichten Tag entführt worden sein. Auf dem Parkplatz eines Supermarktes. Wir haben ihren Wagen dort gefunden.«

»Spuren?« fragte ich.

»So gut wie keine. Da waren Profis am Werk.«

»Haben Sie einen Verdacht?« wollte Suko wissen.

»Auch.«

Die Haltung meines Partners veränderte sich. Sie wurde viel gespannter. »Und?«

Sir James winkte ab. »Nicht so voreilig«, sagte er. »Alles der Reihe nach. Wir kommen schon zum Thema, und Sie werden erkennen, daß es nicht einmal so schlecht aussieht.« Nach diesen Worten erhob er sich. »Wenn Sie mir bitte folgen wollen.«

Wir schauten uns erstaunt an, hatten aber nichts dagegen und waren gespannt, mit welcher Überraschung Sir James gleich aufwarten würde. Hinter ihm verließen wir das Büro und gingen dorthin, wo ein kleines Konferenzzimmer lag.

Sir James öffnete. Alle drei schauten wir auf eine Wolke aus Zigarettenqualm, hinter der die auf einem Stuhl sitzende Frau nur schwerlich zu erkennen war.

Dafür hörten wir ihre Stimme um so besser. »Es wurde auch Zeit, daß sich endlich jemand blicken läßt.« Sie selbst wurde durch den Rauch gestört und wedelte ihn mit wilden Handbewegungen zur Seite.

Allmählich erkannten wir sie. Es war eine blonde Frau, die irgendwie verlebt aussah, trotz der dicken Schminke. In ihrem Gesicht fielen

besonders stark die Lippen auf, sie zeigten ein helles Rot, das ich nicht mochte. Die Frau trug einen dünnen gelben Pullover und eine weiße Hose. Aus den vorn offenen Schuhen leuchteten rot lackierte Nägel. Vor sich auf dem Tisch hatte sie eine Kanne mit Kaffee stehen und auch eine Tasse, in der noch ein Rest schwamm. Der große Aschenbecher quoll fast über.

»Einen Schluck habt ihr wohl nicht mitgebracht, wie?«

»Sie haben doch Kaffee«, sagte Sir James.

Ihr Lachen klang rauh. »Mann, Sie sind gut. Was ist schon Kaffee, wenn ich richtigen Durst habe. Brandy, meine ich, oder Gin. Ihr wißt schon…«

»Alkohol gibt es bei uns nicht«, erklärte Sir James streng. Er setzte sich, und auch wir hatten unsere Plätze auf den beiden Holzstühlen gefunden.

Bisher wußten wir nicht, was es mit dieser Frau auf sich hatte, bis Sir James die Katze aus dem Sack ließ. »Dies, meine Herren«, sagte er, »ist unsere einzige Zeugin in dem Fall. Sie heißt Rosa Redford, und sie hat beobachtet, wie Shao entführt wurde.«

Nach dieser Eröffnung waren wir zunächst sprachlos!

Suko und ich mußten die Frau wohl so erstaunt angeschaut haben, daßsie anfing zu lachen. Es waren komische Laute, die aus ihrer Kehle drangen, irgendwie unnatürlich klingend, von einer Stimme produziert, die ihre Färbung durch den reichlichen Genuß von Alkohol bekommen hatte. »So überraschte Bullen habe ich noch nie in meinem Leben gesehen«, erklärte sie und schickte noch ein Lachen hinterher, während sie ihre Zigarette ausdrückte. Ihr Blick blieb dabei auf Suko hängen. »Sie haben wohl mit dieser kleinen Schwarzen zu tun gehabt – oder?«

»Wieso Schwarzen?« fragte Suko zurück.

»Wegen der Haare.«

»Ach so.« Der Inspektor nickte. »Es stimmt, wenn Sie es auf diese Art und Weise sehen.«

»Das muß man ja.«

An Selbstbewußtsein fehlte es dieser Person nicht, das mußte ich ihr zugestehen. Rosa Redford lehnte sich zurück. »Soll ich jetzt alles noch einmal erzählen?« fragte sie.

»Das wäre nett«, forderte Sir James sie auf.

»Also gut, das war so. Erst einmal fiel sie mir beim Einkaufen auf. Sie ist hübsch, ehrlich, so etwas übersehen selbst Frauen nicht. Na ja, am Ausgang prallten wir dann zusammen. Sie stieß mir den Wagen ins Kreuz. Ich war sauer, weil sie nicht aufpaßte, aber sie machte mir einen komischen Eindruck.«

»Wie komisch?«

Auf meine Frage hob sie die runden Schultern. »Kann ich auch nicht

so sagen. Als wäre sie überhaupt nicht in der Welt. Irgendwie geistesabwesend, wenn Sie verstehen.«

»Ich glaube schon.«

Bevor Rosa weitersprach, zündete sie sich einen neuen Glimmstengel an. Sie pustete uns den Rauch entgegen und kam auf das Treffen am Parkplatz zu sprechen.

Wir erfuhren nun, daß sie Shao trotz ihrer Unterhaltung mit einem Bekannten nie aus den Augen gelassen hatte. Vielleicht hatte sie das Gefühl gehabt, in dieser Frau etwas Besonderes vor sich zu haben, jedenfalls war ihr nicht entgangen, daß Shao nicht mit ihrem eigenen Wagen wegfuhr. Zudem in Begleitung einiger Typen, die dieser Rosa Redford nicht geheuer waren.

»Die hatten auch Schlitzaugen«, erklärte sie mit einer nahezu entwaffnenden Offenheit.

»Chinesen oder Japaner?« fragte Suko.

»Weiß ich doch nicht. Ihr seht alle gleich aus.«

Es hatte keinen Sinn und half auch der Sache nicht, wenn wir ihre Aussage korrigierten. Wir ließen sie lieber reden und erfuhren, daß sie Shaos stummen Blick nach Hilfe durchaus bemerkt hatte. Zuerst hatte sie sich dabei nichts gedacht. Erst am nächsten Tage stellte sie fest, daß sie dieser stumme Hilferuf regelrecht verfolgte, deshalb wandte sie sich an die Polizei.

Mittlerweile war Shaos Wagen gefunden worden. Das Räderwerk der Polizeimaschinerie geriet in Bewegung, und so kam es, daß sich zwei Spuren trafen, die dann zu einer wurden.

Wir hatten die Informationen bekommen, standen nicht mehr bei Null, und es lag an uns, daraus etwas zu machen.

»Sonst weiß ich nichts«, hörten wir Rosa Redford sagen. Sie drückte zum Zeichen, daß sie wirklich gewillt war, uns nicht mehr zu helfen, die Zigarette aus und erhob sich. Mit beiden Händen strich sie flach über ihre breiten Hüften.

»Sonst noch was?« fragte sie und schaute uns der Reihe nach an.

»Nein«, erwiderte ich. »Wenn Sie nichts mehr wissen.«

»Ich bin leer.«

»Besser als voll«, rutschte es mir heraus.

»Mann, Bulle, wir müßten mal zusammen einen heben. Bin gespannt, wer länger auf den Beinen steht.«

Ich lachte. »Bestimmt Sie.«

»Das meine ich auch.«

Sir James spielte den Kavalier und begleitete die Zeugin zur Tür, wo er sich noch einmal ausdrücklich bei ihr für die Informationen bedankte, so daß selbst Rosa sprachlos wurde.

Suko und ich blieben vorerst allein zurück. Ich ließ meinem Freund noch etwas Zeit, über die Sachlage nachzudenken, bevor ich eine

Frage stellte. »Es waren deine Landsleute, Suko. Was kann dahinter stecken?«

»Frag mich nicht.«

»Doch, du müßtest es ebenso wissen wie ich.«

»Und was sagst du?«

»Kataya…«

Suko zuckte zusammen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß er ebenfalls daran gedacht hatte, es aber nicht auszusprechen wagte.

Kataya war gefährlich, Kataya war das Böse, es war nicht zu packen, es existierte, ohne daß wir es zu fassen bekamen. Wir hatten es in Hong-Kong erlebt, wo Shao zu einer Geliebten des Dämons geworden war, denn tief in ihr schlummerte ein gefährliches Erbe. [1]

Das der Sonnengöttin Amaterasu!

Shao war der letzte Nachkömmling der alten Gottheit, das wußte sie, und sie wußte auch, daß es gefährlich war, mit diesem Wissen zu leben. Shao wurde von der Vergangenheit stets eingeholt. Das geschah nicht periodisch, immer plötzlich und unerwartet.

Konnte es auch in diesem Fall so gewesen sein?

Wenn man näher darüber nachdachte, war dies nicht abzustreiten. Es gab durchaus einen Grund, Shao unter Druck zu setzen, da die Sonnengöttin Amaterasu nicht nur Freunde gehabt hatte, auch Feinde, die sehr mächtig und gefährlich waren.

Sie selbst war verbannt worden und konnte erst wieder erweckt werden, wenn sie ihren geheimnisvollen Fächer besaß.

Zudem hatte sie noch gegen ihren Bruder Susanoo zu kämpfen, der ebenfalls auf eine Erlösung wartete.

Dies alles basierte auf Mythen und Legenden, die in grauer Vorzeit entstanden waren, sich aber in unserer Gegenwart zu Tatsachen entwickelt hatten, denen wir nicht ausweichen konnten oder durften.

Ob die Entführung Shaos aber mit ihrer Vergangenheit direkt zusammenhing, wußten wir nicht, konnten aber davon ausgehen, wenn wir die Ereignisse der Vergangenheit in Betracht zogen.

Sir James kam zurück. An der Tür blieb er stehen und schaute uns an. »Nun?« fragte er.

Ich hob die Schultern. »Eine Spur haben wir.«

»Ja, die japanische oder chinesische.« Er wandte sich an Suko.

»Was meinen Sie?«

»Hat die Frau nicht das Nummernschild des Wagens erkannt?«

»Nein, nur den Typ. Ein Cadillac war es.«

»Der müßte doch zu finden sein«, sagte ich.

»Wir bemühen uns bereits darum.«

»Und ich werde mich auch bemühen«, erklärte Suko mit fester Stimme. »Ich denke da an meine zahlreichen Vettern und Verwandten, die ich habe. Es gibt nichts, was man in diesen Kreisen nicht erfährt.«

Ich wollte mitgehen, aber Suko schüttelte den Kopf. »Nein, John, das mache ich allein…«

***

Zuerst hatte Shao den Schmerz verspürt, dann war der Malaie zerplatzt. Der Schmerz war die Folge eines blitzschnell ausgeführten Nadelstichs gewesen. Das in der Nadel sitzende Gift hatte für diese unheimliche Veränderung gesorgt. Wie ein Ballon, in den jemand mit einer Nadel sticht, war der Schädel geborsten, der Körper ebenfalls, und Shao war in einen Zustand hineingeglitten, wo sie überhaupt nichts mehr wahrnahm. Dieses Gleiten und Schweben, das manchmal sanfte Schaukeln, und schließlich der brutale Fall, der sie in die Unendlichkeit stieß, waren für sie nur mehr Begleiterscheinungen gewesen, bis zu dem vollkommenen Grauen, das sie mit heißen Armen empfing. Es war Feuer.

Gierig leckte es ihr entgegen, begleitet von einem furchtbaren Brausen und Tosen und einer Hitze, die Shaos Knochenmark zum Kochen brachte. Sie hörte sich irgendwann schreien, ohne es wirklich zu tun. Der Schrei war tief in ihrem Körper geboren. Die im Unterbewußtsein lauernden Gefühle der Angst verschafften sich dadurch freie Bahn, bis Shao nicht mehr konnte und der Schrei abrupt verstummte.

Die Stille umgab sie jetzt.

Eine völlig unnatürliche, bedrückende und angsteinflößende Stille, die Shao umgab wie ein zu enger Sarg. Ihre Gedanken, noch durch das hinter ihr liegende Feuer beeinträchtigt, begannen damit, sich allmählich zu finden, so daß sie in der Lage war, Überlegungen anzustellen. Sie dachte über ihr Schicksal nach, das Erinnerungsvermögen taute auf, und sie glaubte zu wissen, was geschehen war.

Man hatte sie mit irgendeinem Gift betäubt, dessen Wirkung sie durch eine Hölle hatte gehen lassen.

Lag diese jetzt hinter ihr?

Das wollte Shao kaum glauben, denn diese verdammten Typen taten nie etwas ohne Grund.

Die Chinesin öffnete den Mund und zitterte entsetzlich. Kälteschauer schüttelten sie durch.

Sie bäumte sich auf. Die Kälte war arktisch. Eine zweite Haut hatte sich über die ihre gelegt, das Gesicht war blaß geworden, als wäre jegliches Blut aus ihm gewichen, die Augen glichen bereits kleinen Eiskristallen, und jede Bewegung verursachte Schmerzen.

Folgen des Gifts, das in ihrem Körper steckte und dessen Nachwirkungen noch nicht vergangen waren.

Von einer Sekunde zur anderen war wieder alles anders. So normal,

obwohl Shao einfach nicht daran glauben wollte, nach alldem, was hinter ihr lag. Sie öffnete den Mund, holte tief Luft und hätte auch den Gestank einer Kloake als angenehm empfunden, so sehr freute sie sich darüber, überhaupt Luft holen zu können.

Es lief bei ihr wieder normal.

Und das war gut.

Ein zufriedenes Gefühl stellte sich in ihrem Innern ein. Shao fand sich mit ihrem Schicksal ab, sie war ihm sogar dankbar, daß es nicht noch schlimmer gekommen war.

Nur die Dunkelheit störte sie.

Und die bekam sie auch nicht weg. Irgend jemand mußte das Licht ausgeschaltet haben und dachte nicht mehr im Traum daran, es wieder anzuknipsen. Shao mußte sich also völlig auf den oder die anderen verlassen, die irgendwann einmal kommen und das Licht anknipsen würden.

Noch war es nicht soweit, und sie versuchte sich aufzurichten.

Vergeblich.

Völlig ausgelaugt, saft- und kraftlos fühlte sie sich. Shao war nicht einmal in der Lage, ihre Arme zu bewegen und die nähere Umgebung zu ertasten, so schlimm wirkte noch das Gift.

Sie war wie gelähmt, aber ihr Geist arbeitete normal, die körperlichen Funktionen aber waren auf ein Minimum herabgeschraubt worden, nur die Augendeckel bewegte sie und die Fingerspitzen.

Dieser Malaie war ein wahrer Teufel gewesen. Er hatte sie in diesen Zustand gebracht, wo man alles mit ihr anstellen konnte, ohne daß sie in der Lage war, sich zu wehren.

Und so blieb sie liegen…

Stumm, still, hilflos und völlig allein mit ihrer fast wahnsinnigen Angst vor der Zukunft.

Die Stille blieb, diese furchtbare Einsamkeit, in der man sich verlassen vorkam. Die Dunkelheit potentierte dieses Gefühl noch.

Sie sah nichts, und sie hörte auch nichts. Da konnte sich irgendwer anschleichen, ohne daß sie es merkte. Shao hatte den Eindruck, so gut wie keine Sinne mehr zu besitzen.

Dennoch gab es da etwas…

Zuerst hatte sie nicht darauf geachtet, da sie zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt gewesen war. Dann aber wurde sie aufmerksam, blieb starr und mit offenem Mund liegen, so daß sie sich auch auf die Äußerlichkeiten konzentrieren konnte.

Das Geräusch war in gewisser Hinsicht undefinierbar. Eine Mischung zwischen Schaben, Schleifen und Rollen.

Ja, da rollte etwas.

Sehr leise, summend, dazu noch in ihrer unmittelbaren Nähe.

Eine Gänsehaut kroch über ihren Rücken. Sie fühlte sich verspannt.
Gleichzeitig verstärkte sich die Angst. In der Finsternis zu liegen und nicht zu wissen, was ein bestimmtes Geräusch zu bedeuten hat, ist schrecklich.
Endlich verstummte es.
Im nächsten Moment hatte Shao das Gefühl, von einer anderen Luft umgeben zu sein. Da strömte ihr etwas entgegen, eine gewisse Kühle oder Kälte, und sie nahm auch einen bestimmten Geruch wahr.
Einen Geruch, der nicht normal war.
Irgend etwas störte sie daran. Er roch anders, stank regelrecht nach verfaultem Fleisch.
Shao war kein Neuling in diesem Geschäft. Sehr lange brauchte sie nicht mehr zu raten. Sie wußte jetzt, womit dieser Geruch zu vergleichen war.
Mit dem einer alten Leiche.
Ja, so rochen Tote – und Zombies.
Aber es gab noch eine dritte Möglichkeit, die Shao jedoch verdrängte. Die widerlichsten Dämonen, die es überhaupt gab, stanken so.
Ghouls…

***

Es gibt Dinge, die dürfen Polizisten offiziell gar nicht wissen, weil sie sonst hätten eingreifen müssen. Aber manchmal ist es besser, diese Dinge zu vergessen und sich nur dann daran zu erinnern, wenn man gewisse Spuren verfolgt.
So erging es Suko mit einem Mann namens Chikane. Eigentlich war dieser Typ Chinese, was er auch immer wieder beteuerte, aber wessen Rassen bei ihm vertreten waren, wußte er selbst nicht genau.
Nichts desto trotz schaffte es dieser Mensch, in London zu leben wie die berühmte Made im Speck. Offiziell galt er als Händler, obwohl Hehler der treffendere Ausdruck gewesen wäre. Mit was Chikane alles handelte, bekam keine Gewerbeaufsicht heraus.
Wahrscheinlich wurde er selbst davon überrascht, aber sein offizielles Geschäft betrieb er mit Antiquitäten aus Asien. Wie er sie beschaffte und welche dunklen Kanäle er dafür benutzte, interessierte die Käufer nicht, die aus nah und fern kamen, um sich bei Chikane mit besonderen Sammlerstücken einzudecken, die er ihnen schriftlich oder telefonisch angeboten hatte.
Asien hatte seine Grenzen für den Export von Kunstgegenständen so gut wie geschlossen, und so mußten Chikanes Helfer die Sachen auf abenteuerlichen Wegen außer Landes schmuggeln. Und das kostete Geld. Sehr viel Geld sogar, was seine Kunden nicht störte, denn sie waren bereit, die entsprechenden Summen aufzubringen. Dabei war

Chikane reich geworden. Nur lag sein Geld nicht auf Konten in London, er hatte es in die Schweiz geschafft. In Zürich waren die Millionen besser aufgehoben.

Daß er soviel Geld besaß, sah man seinem Laden und ihm nicht an. Das Geschäft lag in einer finsteren Ecke des Londoner Eastend, nicht weit von den Docks entfernt, in einer schmalen Gasse, in der das Kopfsteinpflaster nur noch zur Hälfte vorhanden war. Schmale, schmutzige Hausfronten prägten das Straßenbild.

Eines dieser Häuser gehörte Chikane.

Sein Geschäft lag im Keller.

Um die Tür zu erreichen, mußte der Besucher eine ausgetretene Steintreppe überwinden. Er gelangte dann in einen Flur, der bewußt so düster gehalten wurde, daß der Fremde zunächst einmal stehenblieb, um sich zu orientieren.

Bis sich die Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, verging Zeit, während der Chikane seine Besucher auf seinem kleinen Monitor begutachten konnte.

Diese Sicherung hatte er einbauen müssen, denn ein Mensch wie er besaß nicht nur Freunde. Es gab genügend Neider und auch Leute, die gut über seine Geschäfte Bescheid wußten, so daß sie stets bereit waren, ihm eins auszuwischen.

Aus diesem Grunde sicherte sich Chikane auch durch eine Leibwache ab.

Das alles wußte Suko, als er die Gasse betrat, in der Chikane sein Geschäft hatte. Der Inspektor war fest entschlossen, sich durch nichts von seiner Aufgabe abhalten zu lassen. Er brauchte nur an Shao zu denken, dann räumte er jedes Hindernis aus dem Weg.

Suko mochte die Umgebung nicht. Alles war eng, jedes Haus schien trotzdem mit 1000 Augen ausgestattet zu sein, die alles beobachteten. Suko tat, als ob er dazugehörte, ging ziemlich forsch und nahm trotzdem die Details auf.

Wer hier wohnte, hatte wenig Arbeit und entsprechend viel Zeit.

Die Männer saßen bei diesem Wetter auf den schmalen Treppen oder vor ihren Häusern. Es war eine farbige Bevölkerung. Asien war ebenso vertreten wie Afrika oder Südamerika. Dunkle Augen starrten Suko an. Manche abwägend, andere herausfordernd, auch spöttisch oder gleichgültig. Dunkelhäutige Punker mit farbig lackierten Haaren und Glitzerkleidung fielen am meisten von allen auf. Sie standen dem Haus gegenüber, in dem Chikane wohnte.

Vor dessen Haus wurde ein Wagen abgeladen. Ein kleiner Transporter, dessen hintere Türen offen standen. Suko blieb für einen Moment stehen, schaute in den Wagen und sah, daß zwei Männer gerade eine Truhe von der sie schützenden Decke befreiten.

Als würde er dazugehören, ging der Chinese weiter und auch die

Treppe nach unten, um ins Allerheiligste des Hehlers Chikane zu gelangen. Auch Suko erreichte den düsteren Flur. Er entdeckte daß er beobachtet wurde.

So etwas mochte er nicht. Er reckte sich und hielt mit einer Hand das Objektiv zu, damit der andere nichts mehr auf dem Bildschirm sehen konnte.

Er war auf Chikanes Reaktion gespannt.

Und die erfolgte auch.

Die Schritte hörte Suko kaum, dafür sah er den dunkel gekleideten Kerl, der auf dem Flur wie ein Schatten wirkte und dessen Breite den Gang fast völlig ausfüllte.

In der Hand hielt er einen Knüppel. Der sauste auf Sukos Schädel zu. Es krachte, splitterte, und einen Moment später gab der Schatten ein gurgelndes Geräusch von sich, bevor er taumelte, über die Wand schleifte und zusammenbrach.

Suko hatte den Schlag nicht nur abgewehrt, gleichzeitig noch mit der Handkante gekontert und den Knüppel zertrümmert. Sukos zweiter Treffer hatte den Schläger erwischt, und der war zusammengebrochen.

Der vor Suko liegende Flur war noch immer düster. In die Finsternis schallte die Stimme des Chinesen. »Du mußt deine Leute besser ausbilden, Chikane. So einer wie der, den du mir geschickt hast, hält keinen auf.«

Lachen schallte dem Inspektor entgegen. »Ja, es ist ein Kreuz mit den Angestellten. Aber komm her, Vetter Suko. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, und ich wußte auch nicht, daß du mir die Ehre deines Besuches erweisen wolltest.« Nach diesen Worten brauchte Suko nicht mehr länger in der Dunkelheit zu stehen, denn es glühten genügend Lichter auf, die ihm den Weg wiesen.

Lampions verbreiteten den gelben Schein. Sie baumelten von der Decke und befanden sich ebenfalls über der schmalen Tür, die aufgezogen wurde, so daß Chikane zu sehen war.

Auf der Schwelle blieb er stehen und verneigte sich vor Suko.

»Willkommen in meinem bescheidenen Heim«, grüßte er. »Ich hoffe, daß du dich wohlfühlen wirst. Was du möchtest, wirst du bekommen. Der Geist eines großen…«

»Hör auf mit dem Gerede«, unterbrach Suko den Mann. Er kannte Chikane und wußte, daß dieser Mann ein gefährliches Schlitzohr war.

Der ausgekochte Hehler erhob sich. Auf seinen Lippen lag ein spöttisches Lächeln. Als er Suko anschaute, stellte dieser fest, daß Chikane noch dicker geworden war. Man konnte ihn schon als Fettkloß bezeichnen.

Der Hehler trug einen schwarzen Anzug. Sehr weit geschnitten, trotzdem quoll das Fett über. Aus den Ärmellöchern schauten die Hände mit den kurzen Wurstfingern hervor. Das Gesicht glich einer

Melone, in die man zwei Augen, eine Nase und einen Mund hineingeschnitten hatte. Die Augen standen schräg, eine Mongolenfalte war nicht zu übersehen, und der Mund verschwand inmitten der Speckmassen. Die dunklen Haare lagen glatt auf dem runden Kopf, und auf seiner grauen Krawatte schimmerte eine blutrote Perle.

»Kommst du als Freund oder als Polizist?« wurde Suko gefragt.

»Das weiß ich noch nicht.«

Chikane grinste. »Ja, du bist schlau, aber komm rein, für Freunde tue ich fast alles.«

»Das weiß ich.« Suko hatte die Antwort so betont, daß der andere ihm nicht glauben konnte.

Hinter der Eingangstür begann ein quadratischer Flur. Geradeaus ging es zu den Verkaufsräumen, links in das Büro des Mannes.

Beide Eingänge waren durch schwere Vorhänge verdeckt.

»Wo willst du hin?« fragte Chikane.

»In dein Büro.«

»Ah, ich wußte, daß du nichts kaufen willst.«

»Vielleicht hätte ich mich damit strafbar gemacht.« Suko trat über die Schwelle und hörte das Lachen des Anderen.

»Du hast eine zu schlechte Meinung von mir.«

»Nein, ich denke realistisch.«

»Jetzt redest du wie ein Polizist.« Chikane deutete auf einen mit Schnitzereien verzierten Sessel, der einen thronähnlichen Zuschnitt besaß. »Bitte, nimm Platz.«

Suko ließ sich nieder. Das Büro war nüchtern eingerichtet. Dazu trugen auch der Computer und der kleine Monitor bei.

»Was kann ich dir anbieten?« fragte Chikane. Er saß hinter seinem Schreibtisch und hatte die Hände flach auf die Platte gelegt.

»Informationen!«

»Oh, wie das?«

»Du kennst Shao?« fragte der Inspektor.

Chikane lehnte sich zurück und tupfte sich mit der rechten Zeigefingerspitze gegen das Kinn. »Ich glaube mich zu erinnern, den Namen schon einmal gehört zu haben.«

»Sie ist meine Partnerin.«

»Ah ja, jetzt weiß ich es. Du lebst mit ihr zusammen. Wie schön, wie herrlich.«

»Das war einmal.«

Chikahes unechtes Lächeln erstarb. »Wieso? Wie kann ich das verstehen? Ich bin…«

»Man hat sie entführt!« Während Suko diesen Satz sagte, schaute er sich sein Gegenüber sehr genau an, und dessen Reaktion war ihm auch nicht entgangen. Dieses kurze Zusammenzucken, das leichte Spitzen

der Lippen.
»Tut mir leid«, sagte er. »Wirklich…«
Suko schüttelte den Kopf. »Keine Reden, Chikane. Die Entführungmeiner Partnerin ist eine Tatsache, und ich will Shao zurückholen. Haben wir uns verstanden?«
Der dicke Hehler nickte zögernd. »Das schon…«
»Dann bin ich beruhigt.«
»Nur weiß ich nicht, wie ich dir helfen könnte, Suko. Du weißt, ich würde alles für dich tun, du sicherlich auch für mich, aber in diesem Fall bin ich ratlos.«
»Das glaube ich nicht.«
»Doch, ja.«
Suko stand auf. Er wirkte sehr groß und breit, als er auf den anderen zuschritt, und Chikanes Gesicht bekam einen ängstlichen Ausdruck. Nur die Schreibtischbreite trennte die beiden Männer noch. Suko blieb stehen, beugte sich vor und stemmte seine Hände auf die Platte. »Ich weiß, daß du die Glocken läuten hörst, wo keine sind. Meine Partnerin ist von drei Männern entführt worden. Entweder Chinesen oder Japanern. Wäre es einer gewesen, okay, ich hätte dich nicht gefragt, aber drei zusammen deutet auf eine Vereinigung, eine Bande oder einen Geheimbund hin. Ich kenne die Spielregeln und weiß auch, daß du deine Finger in fast jedem Geschäft stecken hast. Wenn nicht, hast du zumindest Informationen über die Geschäfte anderer bekommen. Deshalb besuche ich dich, und ich gehe nicht weg, ohne zufriedengestellt zu sein. Klar?«
»Ja.«
»Dann rede.«
Chikane holte aus der Brusttasche ein weißes Tuch und tupfte damit über seine Stirn. Der Schweiß war plötzlich aufgetreten, auch eine Tatsache, die Suko sehr genau registriert hatte. Durch sie war er sicher geworden, daß sein »Freund« mehr wußte, als er vielleicht im ersten Moment zugeben wollte.
»Das ist eine dumme Sache«, sagte Chikane, »aber ich kann dir nicht helfen, Suko.«
»Du kannst!«
»Nein!« Die Antwort glich einem Stöhnen.
Suko hatte schon um den Schreibtisch herumgehen wollen. Jetzt blieb er stehen, weil er die Angst des Mannes erkannt hatte. Wenn Chikane schon zurücksteckte, mußte er wirklich Druck bekommen haben. Demnach konnte hinter Shaos Entführung eine Macht stehen, die außergewöhnlich groß war und der ein Menschenleben nichts bedeutete.
»Du weißt Bescheid!«
»Ich… ich weiß nichts!«

Suko glaubte ihm kein Wort und handelte entsprechend. Er machte einen großen Schritt auf ihn zu und griff blitzschnell zu.

Die Seidenkrawatte des Hehlers bekam er zwischen die Finger.

Ein kurzer Ruck reichte, und der Binder saß unangenehm eng. Dem Dicken wurde die Luft abgedreht.

Suko zog noch einmal an der Krawatte. Das Gesicht des Mannes nahm eine andere Farbe an. Röte breitete sich auf den Wangen aus, in der dunklere Flecken wie kleine Inseln wirkten. Die Augen blickten so starr wie zwei Steine, nur tief in den Pupillenschächten flackerte ein Feuer der Furcht.

Sukos Gesicht glich einer Maske. »Es geht um die Frau, die ich liebe«, sagte er scharf und flüsternd. »Ich will sie herausholen, wo immer sie auch stecken mag. Und du wirst mir den Weg zu ihr weisen. Hast du verstanden? Du wirst es tun!«

Reden konnte Chikane nicht. Wenn er etwas sagen wollte, sprühten Speichelbläschen aus seinem Mund und benetzten Sukos Kinn.

Die Augen waren größer geworden. Sie sahen aus, als wollten sie aus den Höhlen quellen. Mit letzter Kraft schüttelte Chikane den Kopf, und Suko verstand die Geste. Er lockerte den Griff, ohne die Krawatte jedoch loszulassen.

Chikane atmete ein paarmal tief durch, und Suko trat einen Schritt zurück.

Der Inspektor ließ Chikane Zeit, sich zu erholen. Er wollte nichts überstürzen und tat auch nichts, als sich Chikane abermals den Schweiß aus dem Gesicht tupfte.

»Jetzt komm endlich zur Sache!«

Chikane schaute Suko mit einem Blick des Flehens an. »Du gibst wohl nie auf, wie?« fragte er.

»Nein.«

»Verdammt, das ist heiß.«

»Was?«

Er winkte ab. »Nichts, Suko, nichts.«

»Du weißt mehr, als du zugeben willst. Ich hole mir meine Informationen von dir. Ich lasse deinen Laden hier schließen, das wird dich treffen, Chikane.«

Der fette Hehler lachte Suko rauh an. »Was kann mich noch treffen, nach dem, was mir passiert ist.«

»Und was ist dir passiert?«

»Sie haben Queeny.«

»Ach. Und wer ist das?« Chikane verzog gequält das Gesicht.

»Meine Nichte.« Suko lachte. »Die Ausrede hat man früher gebraucht. Von wegen Nichte. Ich weiß, daß du seit jeher ein Faible für junge Mädchen gehabt hast. Also ist sie nicht deine Nichte gewesen, sondern deine Geliebte. Einigen wir uns darauf?«

»Okay.«
»Gut, Queeny also. Was ist mit ihr geschehen?«
»Die Schweine haben sie geholt.« Chikane schlug bei dieser Antwort mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Einfach geholt, gekidnappt, und ich bin machtlos.«
Wenn seine Worte tatsächlich stimmten, mußte hinter dieser Entführung eine Gruppe stehen, die ungemein mächtig war und die selbst ein Großhehler wie Chikane fürchtete, trotz seiner immensen Beziehungen und seines großen Vermögens.
Suko ließ die Krawatte los. Sie klatschte gegen die Brust des Mannes, der sich den Hals rieb, als könnte er die Druckstellen dadurch vertreiben. »Erzähle mir mehr.«
»Dann bin ich erledigt«, keuchte Chikane. »Wer etwas weiß und es ausplaudert, wird geholt.«
»Von wem?«
»Das Monster kommt. Es frißt dich.«
»Ein Drache?«
»Nein, ein anderer, der ebenso schlimm sein soll. Verdammt, Suko, glaub doch. Dagegen kommen wir nicht an. Die machen uns fertig, die sind brutal, eiskalt…«
»Wer sind diese Leute?« Chikane stand auf. Suko ließ ihn und sagte auch nichts, als sich der Mann langsam von seinem Schreibtisch entfernte. Als der von Suko niedergeschlagene und wieder erwachte Leibwächter seinen Kopf durch den Vorhangspalt streckte, wurde er von Chikane gescheucht. Neben einem kostbaren alten Teeschrank mit zahlreichen Schubfächern und kleinen Läden blieb der Hehler stehen.
»Wenn ich dir jetzt etwas sage, unterschreibe ich mein Todesurteil.« Suko winkte ab. »So leicht stirbt man nicht.«
»Doch.«
»Rede schon.« Der Hehler nickte geschlagen. »Es sind Japaner!« flüsterte er. »Eine ganze Bande, eine Gruppe, die sehr auf Tradition hält.«
»Samurais?«
»Nein, die nicht, aber ebenso gefährlich. Sie glauben an die Macht der Gestirne. Sie heben genau sie in den Vordergrund, denn es gibt eine, die zurückkehren soll.«
»Die Sonnengöttin?« fragte Suko.
»Ja!« schrie der Hehler plötzlich. »Genau die: Amaterasu, die Sonnengöttin.«
Suko schüttelte den Kopf. »Aber wieso? Amaterasu steht auf der Seite des Lichts. Sie würde niemals zulassen, daß Verbrechen geschehen, ganz im Gegensatz zu ihrem Bruder Susanoo.«
»Ich weiß.« Chikane nickte wieder. »Und ich weiß auch, daß beide gefangen sind. Susanoo soll Amaterasu freigeben, deshalb wollen ihm

die anderen Opfer bringen.«
»Welcher Art?«
»Sie rauben junge Mädchen und schaffen sie in ihr Hauptquartier. Das ist alles.«
»Das du natürlich kennst.«
Chikane nickte. »Ja, ich hörte davon. Es soll ein Club sein, in dem Geishas ausgebildet werden. Offiziell wenigstens.«
»Wie heißt der Club?«
»Para…«
Die nächsten Silben sprach Chikane nicht mehr aus, denn in seinem Gesicht malte sich der Schrecken ab. Er starrte zum Vorhang.
Suko merkte, was los war. Mit einem pantherhaften Sprung jagte er über den Schreibtisch hinweg und prallte gegen den wie erstarrt dastehenden Hehler, der durch die Wucht des Aufpralls wie ein Mehlsack zu Boden fiel.
Das war sein Glück.
Der abgeschossene Bolzen mit den goldenen Gleichgewichtsfedern an seinem Ende hätte ihn mitten im Gesicht getroffen. So aber huschte er vorbei. Suko hörte noch das leise, pfeifende Geräusch und dann den etwas dumpferen Laut, als das Geschoß in die Wand fuhr und dort steckenblieb. Die Federn zitterten noch nach.
Während der sonst so abgebrühte Hehler jammerte und klagte, war Suko schon wieder in die Höhe gekommen. Blitzschnell reagierte er. Diesen Killer mußte er einfach kriegen.
Suko riß den Vorhang zur Seite, wandte sich nach rechts und jagte durch den kleinen Flur.
An der Tür sah er den Kerl. Er drehte ihm den Rücken zu und huschte bereits ins Freie.
Der Inspektor hinterher. Kaum hatte er das Haus verlassen, als er das Starten eines Motors vernahm. Es war der Wagen, der bei seiner Ankunft abgeladen worden war. Mit einem geschmeidigen Satz sprang der Killer auf die Ladefläche.
Noch standen die Türen offen.
Suko beeilte sich. Seine Füße schienen den Boden kaum zu berühren, als er dem Kerl nacheilte, zwei Leute zur Seite stieß, die seinen Weg kreuzten, und er zusehen mußte, wie der Wagen allmählich Fahrt bekam.
Der Inspektor gab nicht auf.
Und er schaffte es tatsächlich, näher an den Transporter heranzukommen. Nicht nur das, Suko erreichte ihn auch.
Eine Türhälfte war zugezogen worden oder durch den Fahrtwind ins Schloß gefallen.
Die andere stand noch offen.
Suko erreichte sie mit einem Hechtsprung.

Er klammerte sich fest, seine Füße schlugen gegen den Boden, der Körper dröhnte vor der Tür, er selbst schwankte, aber er schaffte es mit seinem eisernen Willen und einer immensen Kraftanstrengung, auf die Plattform des Wagens zu springen.

Suko stolperte hinein und lief mit dem Hals genau gegen eine in Gesichtshöhe gespannte Schlinge, die von jemandem gehalten wurde, der einen fürchterlichen Geruch abstrahlte.

Leichengeruch…

***

Für mich war der Cadillac wichtig!

Ich wußte zwar nicht, welche Wagen in London zugelassen waren und kannte auch nicht deren Anzahl aber ein amerikanischer Cadillac mußte einfach zu finden sein.

Die Ansicht vertrat auch Sir James Powell und machte Dampf. Er spitzte die Kollegen von der Computerfahndung an und wich dabei praktisch nicht mehr von meiner Seite.

Während die Computer arbeiteten, saßen wir in einem kleinen Nebenraum zusammen. Wir sprachen über den Fall und natürlich auch über meinen Freund Suko.

Sir James konnte dessen Handeln offiziell nicht billigen, besaß aber Verständnis für seine Reaktion und war auch der Meinung, daß ungewöhnliche Fälle außergewöhnliche Maßnahmen erforderten.

Ohne uns abgesprochen zu haben, kamen wir zu der Erkenntnis, daß hinter Shaos Kidnapping eben mehr steckte als nur eine Entführung.

»Es muß mit ihrer Abstammung zusammenhängen«, sagte Sir James immer wieder.

Ich gab ihm recht.

»Mich wundert es nur, daß diese Gruppe hier in London aktiv wird«, erklärte er.

»Die sind weltweit.«

»Stimmt auch.« Sir James ballte eine Hand zur Faust. »Es macht mich verdammt nervös. Ich war zwar in Hongkong nicht mit dabei, aber was Sie berichtet haben, hörte sich schlimm an.«

»Das war es auch.«

»Und was kann Kataya hier wollen?«

Ich hob die Schultern. »Wenn es sich tatsächlich um dieses philosophisch Böse handelt, werden wir es auch herausbekommen. Im Moment zählt eigentlich nur der Cadillac.«

Jemand betrat den Raum und brachte erste Listen. Wir sahen die Namen der Wagenbesitzer auf dem Endlospapier ausgedruckt und gingen sie gemeinsam von oben nach unten durch.

Dabei schüttelte ich den Kopf, da ich nicht damit gerechnet hatte, so viele Cadillac-Besitzer in London zu finden. Japanische oder

chinesische Namen befanden sich nicht darunter.
Sir James telefonierte mit der Abteilung und erkundigte sich, ob das alles gewesen war.
»Nein!« wurde ihm geantwortet. »Ungefähr zwei Drittel.«
»Dann haben wir noch Hoffnung.«
»Es kann natürlich sein, daß diese Rosa Redford sich getäuscht hat«, gab ich zu bedenken.
Sir James winkte ab. »Malen Sie den Teufel nicht an die Wand.«
Wir gingen die Liste noch einmal gemeinsam durch. Ohne Erfolg.
So mußten wir auf die nächste Liste warten.
Die wurde zehn Minuten später gebracht und war wesentlich kürzer. Abermals durchforsteten wir sie. Und dabei fiel mir ein Name auf.
»Hito Tawashi!«
»Wo?«
Ich deutete mit dem Finger auf den drittletzten Namen in der langen Reihe. »Das könnte er sein.«
Superintendent Powell schaute hin, rückte seine Brille mit den dicken Gläsern gerade und nickte einige Male. »Ja, Sie können recht haben, John. Vielleicht ist er es.«
Ich stand auf. Auch Sir James erhob sich. Wir beide hatten hier unten nichts mehr zu suchen und fuhren hoch in mein Büro.
Dort erwartete uns Glenda Perkins. »Schon eine Spur gefunden?« fragte sie mit leiser Stimme.
»Vielleicht«, erwiderte ich und blieb vor Glendas Schreibtisch stehen. »Hat Suko etwas von sich hören lassen?«
»Nein, nichts.«
»Okay.« Ich betrat mein Office und holte mir sofort eines der dicken Londoner Telefonbücher. Der Name Hito Tawashi mußte zu finden sein. Sir James schaute mir zu, wie ich blätterte. Glenda war in der offenen Verbindungstür zwischen den beiden Räumen stehengeblieben. Ihr Gesicht hatte einen gespannten Ausdruck angenommen.
Ja, ich fand den Namen.
Hito Tawashi – Japanese Tradition.
»Japanische Tradition?« murmelte ich fragend. »Was kann das zu bedeuten haben?«
Sir James deutete auf das Telefon. »Rufen Sie mal an.«
Das tat ich auch.
Eine weiche, ziemlich hohe Frauenstimme meldete sich und fragte nach meinen Wünschen.
»Ist Mr. Tawashi zu sprechen?« erkundigte ich mich freundlich.
»Leider nein. Er unterrichtet.«
»Aha und was?«
»Es ist am besten, wenn Sie am Abend noch einmal anrufen. Die

Schule dauert sehr lange. Zudem ist sie die einzige für Geishas hier in London. Und wer Geisha sein will, muß Disziplin besitzen.«

Ich ließ mir meine Überraschung nicht anmerken und sagte mit völlig normal klingender Stimme: »Das weiß ich alles. Ich hatte gedacht, daß eventuell auch europäische Mädchen die Schule besuchen können. Wäre das möglich?«

»Sorry, Sir, ich weiß von einigen Ausnahmen, die Mr. Tawashi gemacht hat. Aber die Regel ist es nicht. Am besten sprechen Sie mit ihm persönlich. Wie gesagt, gegen Abend erreichen Sie ihn.«

»Danke sehr.«

Sir James schaute mich fragend an, als ich den Hörer auflegte.

»Eine Schule für Geishas? Stimmt das wirklich?«

»Ja.«

Er schüttelte den Kopf. »Das ist ein Ding. Mitten in London.«

Ich mußte über die Ausdrucksweise meines Chefs lächeln. Er hatte ja recht. Mitten in London eine Geishaschule einzurichten, war bisher auch für mich absolut neu.

»Wie ich Sie kenne, werden Sie sich die Schule sicherlich anschauen?« fragte Sir James.

»Und wie.«

»Glauben Sie denn, daß Sie Shao dort finden?«

»Es wäre zumindest eine Möglichkeit. Wer zur Geisha ausgebildet wird, begibt sich voll und ganz in die Hand seines Lehrers oder die seiner Lehrer. Der bricht mit der Familie. Die Mädchen kommen wohl nie mehr zurück. Sie lernen ja dort und die Auswahlkriterien sind sehr streng. Als Geisha muß man vieles können.«

»Vor allen Dingen die Männer unterhalten«, meldete sich Glenda mit spitzer Stimme.

»Ja, das stimmt.«

Sir James beendete unsere Diskussion. »Fahren Sie los, John, und sehen Sie sich die Schule einmal an. Wo liegt sie eigentlich?«

»Jenseits der Themse.«

»Dann viel Glück.«

Glenda hielt mich an der Tür auf. »Vielleicht könnte ich mitgehen«, schlug sie vor.

Ich zog ein bedenkliches Gesicht. »Und dann?«

»Du könntest mich als Schülerin anmelden.« Sie lächelte kokett.

»Oder traust du mir nicht zu, daß ich die Männer unterhalten kann?«

Sir James räusperte sich. Glenda wurde rot. Sie hatte die Anwesenheit unseres Chefs ganz vergessen. Deshalb sprach der Superintendent auch ein Machtwort.

»Sie bleiben hier, Glenda, John wird allein gehen und sich die Sache anschauen.«

»Natürlich, Sir, es war auch nur so eine Idee.«

Ich grinste Glenda an, schob mich an ihr vorbei und verschwand wenig später im Lift.

Auf diese Geisha-Schule war ich wirklich gespannt…

***

Shao wünschte sich mit aller Macht, einen Traum zu erleben. Leider war es keiner. Sie lag da, konnte sich so gut wie nicht bewegen und spürte genau, wie ihr der Leichengeruch den Atem raubte. Es war ein furchtbarer Schock für sie gewesen. Zuerst das Geräusch, dann der Gestank und jetzt das Wissen, nichts unternehmen zu können.

Wer lauerte da?

Ein Zombie, eine normale Leiche – oder, was noch schlimmer sein würde, ein Ghoul?

Sie wußte es nicht, denn die Dunkelheit war absolut. Nichts konnte sie erkennen, nur hören, und sie vernahm Geräusche, die sie zu Beginn nicht einordnen konnte.

Ein Platschen oder sanftes Klatschen von Wellen, die gegen irgend etwas anliefen, gestoppt und gebrochen wurden. Dabei vernahm sie nicht das Geräusch von fließendem Wasser, sondern nur dieses weiche Klatschen, das sie nicht mochte.

Shao dachte an einen Ghoul.

Auch dieser widerliche Dämon gab Laute von sich, die sich ähnlich anhörten. Nur schmatzte und gurgelte er in einer wilden Vorfreude auf das, was er brauchte.

Ghouls waren die widerlichsten unter den Dämonen. Sie ernährten sich von Leichen, und sie waren gefräßig wie Monster.

Das war Shao bekannt. Sie hatte schon Ghoulopfer gesehen und wollte selbst keines werden.

Allmählich wuchs ihre Angst. Sie glaubte fest daran, beobachtet zu werden. Und sie spürte geradezu, wie sich der Unsichtbare an ihren seelischen Qualen weidete. Vielleicht war er sensitiv veranlagt, so daß er ihre Angstströme fühlen und messen konnte.

Wenn sie sich nur hätte bewegen können.

Und das klappte plötzlich.

Zuerst wollte sie es selbst nicht glauben, daß es ihr gelang, das rechte Bein anzuwinkeln.

Shao startete noch in der gleichen Sekunde den zweiten Versuch und stellte fest, daß die Wirkung des Gifts tatsächlich nachgelassen hatte. Sie konnte sich wieder normal bewegen.

Für sie kein Grund zum Jubeln, denn sie dachte wieder an den Leichengeruch, der ihr entgegengeweht war. In der Dunkelheit empfand sie ihn als besonders intensiv und mußte schlucken, als sie auf beiden Beinen stand und auch merkte, daß auf ihrem Körper ein Schauder lag.

Es war die zweite Haut der Angst. Sie schüttelte sich leicht, strich mit einer fahrigen Bewegung das Haar aus der schweißverklebten Stirn und schlich auf Zehenspitzen weiter.

Der Boden unter ihr bestand aus einem festen Material. Stein, nahm Shao an, sehen konnte sie ihn nicht. Er war glatt, hin und wieder nur rutschte sie über eine Fuge.

Der Gestank blieb.

Ein Pesthauch aus der Hölle. Widerlich und atemraubend. Trotzdem mußte Shao Luft holen, sie tat es durch die Nase, denn sie wollte auf keinen Fall irgend etwas schmecken.

Was lauerte da?

Niemand sagte es ihr, keiner lockte sie auch, freiwillig ging sie in die Richtung, aus der sie das Geräusch vernommen hatte.

Jeder Schritt bedeutete für sie Qual und Herausforderung zur gleichen Zeit. Um etwas in Bewegung zu setzen, mußte sie sich auf das Unbekannte zubewegen, auch wenn es ihr noch so schwerfiel.

Shao kam genau zwei Schritte weit, als sie die Musik vernahm.

Die Chinesin konzentrierte sich auf die neuen Klänge, die ihr so fremd und gleichzeitig doch bekannt vorkamen.

Es waren Melodien aus anderen Sphären, schwermütig, weit entfernt und dennoch nahe.

Unbekannt und bekannt zugleich.

Shao blieb einfach stehen, weil die Klänge sie so antörnten, daß sie nicht in der Lage war, auch nur einen Schritt nach vorn zu gehen.

Sie hatte die Stirn in Falten gelegt, dachte nach, konzentrierte sich auf die Melodien und überlegte, wo sie diese Klänge schon einmal vernommen hatte. Auf eine Lösung kam sie nicht.

Aus welchem Grunde waren ihr diese unbekannten Melodien so bekannt? Wo befand sich denn die Erinnerung, wo gab es eine Lücke, die ausgefüllt werden mußte?

Den Leichengeruch hatte sie vergessen. Er wehte ihr zwar nach wie vor entgegen, aber die Melodie war wichtiger.

Shao überlegte so intensiv, daß sie Kopfschmerzen bekam. Manchmal waren die Töne lockend, sie schienen magnetisch zu sein, sich dadurch zu nähern. Dann wieder erklangen sie leise, beinahe schluchzend und voller Sehnsucht und Verlangen, geboren in einer Welt, die lange zurücklag, schon vergessen, aber nicht verloren, denn sie drängte durch diese Melodien aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein, wo sich diese Welt in Erinnerung bringen wollte.

Für Shao, die sich nicht rührte, war es ein Konglomerat aus Träumen, Sehnsüchten, längst Vergessenem, das wieder hochgespült wurde und sie umfing.

Es begann sie zu quälen, bohrte zunächst nur ihr Erinnerungsvermögen an, drang tief hinein und zapfte quasi ihre

Psyche an, um sie zu locken.
Was war das nur?
Sie überlegte. Ihr Hals wurde trocken. Innerlich zitterte sie.
Schweiß stand ihr auf der Stirn. Einige Tropfen lösten sich und rannen über das Gesicht.
Wo hatte sie diese Melodien schon gehört, die so alt waren?
Shao empfand sie nicht als Fremdkörper. Sie waren da, füllten sie aus, das Erinnerungsvermögen trieb sie in die Höhe, und plötzlich wußte sie Bescheid.
Diese Erkenntnis traf sie schlagartig.
Nicht sie hatte sich erinnert, es war eine andere, die mit den ihr entgegenschwingenden Lauten gelockt werden sollte.
Amaterasu, die Sonnengöttin!
Shao spürte die innerlichen Reize, die sie durchfluteten. Sie hätte niemals damit gerechnet, daß Amaterasu auf diese Art und Weise mit ihr aus der Gefangenschaft her in Kontakt treten würde, aber sie hatte es geschafft. Die Sonnengöttin füllte Shao mit ihrem Geist aus und gab ihr auch die Erinnerung.
Aus Shao war wieder einmal Amaterasu geworden!
Nur hatte sich Amaterasu nicht aus der Gefangenschaft befreien können. Einen Erfolg hatte sie dennoch errungen. Sie schaffte es, ihren Geist zu lösen und konnte deshalb mit der Chinesin Kontakt aufnehmen.
Shao begann, die Melodien zu verstehen. Jetzt hörte sie das Locken heraus, aber auch die falschen Töne, vor denen sie sich in acht nehmen mußte, und sie vernahm eine Stimme, die sie warnte.
»Falsche Freunde sind es. Versuche dich zu wehren. Sie wollen über deine Person an mich herankommen. Es sind die falschen Freunde. Es sind Menschen, denen du nicht trauen darfst. Sei stark, auch wenn sie es mit allen Mitteln versuchen. Stemme dich dagegen an. Versuche es, du mußt es, sonst bist du verloren…«
Das letzte Wort schwang wie ein leises Echo in Shaos Kopf nach, dann war die Stimme verstummt.
Sie aber wußte Bescheid. Wieder einmal konnte sie klar und nüchtern denken. Es war ihr bekannt geworden, daß die Entführung kein Zufall gewesen war.
Da steckte mehr dahinter. Man hatte es einzig allein auf sie und ihren Kontakt zu Amaterasu abgesehen, weil ihre Gegner genau wußten, daß Shao am Ende der langen Ahnenkette stand.
Hüte dich vor falschen Freunden, hatte ihr die Sonnengöttin geraten. Nur – wer war falsch, und wer bezeichnete sich als Freund?
Shao wußte dies nicht. Sie würde es erst später herausfinden, und sie mußte sich zunächst den Tatsachen stellen.
Noch immer hüllte diese tiefe Dunkelheit sie ein. Shao kam sich wie

gefangen in einer pechschwarzen Säule vor, die von den sphärenhaften Musikklängen erfüllt war.
Aber die Finsternis besaß Löcher!
Urplötzlich hereingerissen, ausgefüllt mit einem Schein, der dieser Finsternis genau entgegenstand.
Aus Schwarz wurde nicht Weiß, sondern Gold!
Klares, kaltes Gold. Ein Metall, das fast alle Menschen reizte. Shao spürte diese goldene Kälte fast wie eine körperliche Attacke.
Sie fürchtete sich.
Ein Schauder rann über ihren Kücken. Im Nacken spürte sie kleine Schweißperlen, auch der Rücken war feucht, und sie sah sich umringt von vier goldenen Sonnen.
Strahlenmasken mit einem Kranz umgeben, dessen einzelne Teile an ihren Enden spitz zusammenliefen und wie kleine, erstarrte Lanzenwirkten. Vier strahlende, kalte Sonnen, auf die Shao starrte, ohne geblendet zu werden. Sie erkannte in den Kreisen die Gesichter.
Kleine, schrägstehende Augen, eine angedeutete Nase, ein leicht gekrümmter Mund, dessen Winkel nach unten zeigten und somit einen pessimistischen, leicht bösen Ausdruck bekommen hatten.
Nein, diese Masken waren nicht positiv zu sehen. Dahinter steckte jemand, der etwas Böses wollte.
Sie schwebten vor ihr.
Shao erkannte, daß sie sich in ihrer Kopfhöhe befanden. Wer sie trug oder ob sie einfach nur an einem für sie nicht sichtbaren Faden von der Decke hingen, war für sie nicht zu sehen.
Jedenfalls sahen sie so aus, als würden sie in der Luft stehen und auf sie warten.
Ein Zurück gab es für Shao in dieser Dunkelheit nicht, allein den Weg nach vorn.
Genau den wollte sie gehen. Dieser Befremdung entgegenlaufen, bevor sie es tat.
Dazu sollte es nicht kommen.
Die Masken waren es, die plötzlich die Initiative ergriffen. Sie blieben nicht mehr in ihrer Reihe, sondern setzten sich zur gleichen Zeit in Bewegung.
Alle vier schwangen auf Shao zu!
Es glich schon einem Alptraum, wie sie geräuschlos näherkamen.
Die Chinesin hob beide Arme, um sie abzuwehren. Das brauchte sie aber nicht mehr, weil die vier Masken sich auf einmal teilten, um ihr »Opfer« in die Zange zu nehmen.
Und es wurde hell…
Dieses Vertreiben der Finsternis nahm Shao so in Anspruch, daß die Masken für sie uninteressant geworden waren. Die Helligkeit begannüber ihr, wo vielleicht in für sie nicht sichtbarer Ferne eine

Decke schwebte. Von dort fiel das Licht wie ein goldener Regen, als sei jeder Tropfen der Sonnengöttin Amaterasu geweiht.

Der Regen fiel in langen Strahlen nach unten, die wiederum aus winzigen Partikeln bestanden, so daß sie flimmerten und flirrten, für Helligkeit sorgten, die teilweise nach unten fiel, wo sie sich ausbreitete, aber noch nicht die Masken oder den Boden erreicht hatte.

Das geschah später.

Das goldene Licht umflutete sie. Aus zahlreichen Quellen über ihr drang es hervor, umschmeichelte jetzt nicht nur ihre Gestalt, auch die der Masken, und Shao erkannte, daß es sich dabei nicht um in der Luft schwebende Gegenstände handelte, sondern um Frauen, die Masken aufgesetzt hatten.

Blau, Gelb, Rot und Grün herrschten als Grundfarben bei ihren Gewändern vor. Farbtupfer waren wie kleine Inseln auf den Stoff gedruckt worden.

Jede dieser vier Frauen hielt einen Arm angewinkelt. Ihre Gesichter waren hinter den Masken nicht zu erkennen.

Auch jetzt sah Shao nur Körper und Masken, aber sie wußte, mit wem sie es zu tun hatte.

Mit Geishas!

Shao schluckte. Vor Erstaunen war ihr der Atem weggeblieben.

Mit allem hätte sie gerechnet, damit nicht. Daß ausgerechnet Geishas zu denen gehörten, die der Sonnengöttin Amaterasu dienten, das hätte sie nicht erwartet. Sie erkannte auch, daß sie sich in einer relativ großen Halle mit seltsam schimmernden, fast durchsichtigen Wänden befand, als wären diese aus Pergament gebaut worden. Sie ähnelten denen in japanischen Teehäusern. Wahrscheinlich kam diese Vermutung der Wahrheit sogar ziemlich nahe, und Shao bekam es in den folgenden Sekunden genau bestätigt.

Die vier Mädchen ließen die Masken sinken.

Gesichter, menschliche Gesichter schauten Shao an, wenn auch auf gewisse Art und Weise durch eine sehr helle, fast kalkweiße Puderschicht verfremdet.

Hatten die strahlenden Sonnenmasken schon starr ausgesehen, so wirkten die Gesichter in ihrer kalkigen Blässe fast ebenso. Sehr auffällig hingegen waren die roten Lippen, die dunklen Augen und die ebenfalls dunklen, geschwungenen Brauen darüber.

Die Haare glänzten, als hätte sie jemand mit schwarzem Lack angestrichen.

Jede einzelne Strähne war sorgfältig nach oben gekämmt und bildetemit den anderen ein dickes »Vogelnest« auf dem Haupt.

Durch diesen bunten Haarbeutel hatten die vier Geishas jeweils Nadeln gesteckt, die bleich glänzten und wie dünne Knochen wirkten.

Die Geishas wirkten auf Shao sehr befremdend. Sie bewegten sich eigenartig, irgendwie zombiehaft.

Waren es Zombies?

Bisher hatte keine der Geishas gesprochen, aber ihre Gesten sprachen für sich.

Vor Shao verbeugten sie sich.

Tief drückten sie dabei ihre Oberkörper nach unten, während auf ihren puppenhaft starren Gesichtern so etwas wie ein Lächeln zu sehen war, das Shao als eine Aufforderung empfand.

Zugleich spürte sie etwas von den Gefühlsströmen, die von den vier Geishas ausgingen und sie lockten.

Dann waren da noch die Stimmen.

Zugleich sprachen die Geishas, so daß sich ihre Stimmen wie eine einzige anhörten.

Shao wurde gerufen.

»Bitte, komm zu uns! Wir wollen dich verwöhnen. Du bist die letzte aus der langen Reihe. Wir haben sie gerufen, wir haben von dir gehört, und wir wollten nur dich. Jetzt bist du bei uns, du, unsere letzte Göttin. Bitte, wir haben auf dich gewartet. Komm…«

Und Shao ging.

Sie konnte dieser Aufforderung einfach nicht widerstehen, weil sie diese als etwas Wunderbares empfand.

Vergessen waren die Warnungen der Sonnengöttin. Shao hatte sich voll und ganz den Anderen hingegeben, die es tatsächlich verstanden, sie in ihre unmittelbare Nähe zu locken.

Sie wurde lächelnd und mit ausgestreckten Armen empfangen, in die Mitte genommen und weitergeführt.

Zum erstenmal gelang es Shao, den Raum, in dem sie bisher gelegen hatte, voll zu überblicken.

Dabei sah sie das Bassin!

Es befand sich in der Mitte, war rechteckig gebaut und in seinem Innern schwappte eine grünliche Flüssigkeit, die schleimig wirkte, keine Wellen warf, aber an zwei verschiedenen Stellen plötzlich kleine Kreise bildete, als etwas vom Grund des Bassins in die Höhe stieg.

Noch konnte Shao nichts erkennen, bis in der folgenden Sekunde die beiden Gegenstände aus dem Wasser drangen.

Es waren schleimige Hände und Arme!

Widerliche, lange Klauen, an denen dicke Schleimfäden in langen Bahnen nach unten rannen und auf die Oberfläche des dickflüssigen Wassers tropften.

Gleichzeitig wehte Shao ein widerlicher, atemberaubender Geruch entgegen, der ihr den Atem nahm. Für einen Moment hatte sie das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen, alles stockte, sie glaubte auch, sich übergeben zu müssen, denn nun wußte sie, wer der Bewohner

dieses mit Schleim gefüllten Bassins war.
Ein Ghoul!

***

Suko, der ansonsten eine Situation immer sehr schnell erfaßte und dementsprechend rasch handelte, war geschockt, als er den Leichengeruch wahrnahm und gleichzeitig den Druck der Schlinge an seinem Hals wie ein scharfes Messer spürte.

Lebensgefahr!

Genau dies bestand für Suko, der damit rechnete, einen Zombie vor sich zu haben.

Sehen konnte er noch nichts. Er spürte nur, wie sich sein Gegner gegen ihn drängte und die Schlinge hinter dem Hals zuziehen wollte. Vielleicht hätte er es geschafft, wäre da nicht etwas anderes dazwischengekommen, vielleicht etwas völlig Profanes oder Normales, denn der Wagen wurde beschleunigt.

Und diese Bewegung bekamen Suko und sein Gegner voll mit.

Der Andere wurde gegen den Chinesen geschleudert, der wiederum den Stoß ausgleichen und sein Knie in die Höhe reißen konnte, etwas Weiches dabei traf, den Schlingenträger zurückdrückte und er selbst mit dem Rücken vor die zugeklappten Ladetüren fiel.

Nur mühsam gewann er das Gleichgewicht wieder und mußte sich breitbeinig hinstellen.

Er dachte auch an den Kerl mit der Waffe. Demnach hatte er es mit zwei Gegnern zu tun, und Suko bot einfach ein zu gutes Ziel.

Das war ihm klargeworden. Deshalb bewegte er sich auch geschmeidig zur Seite, duckte sich dabei und griff jetzt selbst an.

Der Inspektor besaß gute Augen. Zudem war es nicht völlig dunkel auf der Ladefläche. Es existierten genügend Ritzen, durch die Licht fiel, so daß Suko den Schatten entdeckte, den er sich als Ziel ausgesucht hatte.

Es war nicht der Schlingenmann!

Dafür der Kerl, der geschossen hatte. Suko erkannte ihn trotz der miesen Lichtverhältnisse an dem gedrungenen Körperbau und auch an dem leicht vorgestreckten Arm, ein Zeichen, daß dieser Typ schon auf ihn angelegt hatte.

Sukos Tritt war kaum zu sehen. Er traf die Waffenhand seines Gegners.

Suko vernahm einen Schrei! Der fiel genau in die Drehung des Körpers hinein, da Sukos Treffer den anderen herumgerissen hatte und dieser gegen die seitliche Innenverkleidung des Wagens prallte.

Dafür kam der Schlingenmann.

Suko sah ihn in der typischen Haltung eines Würgers vorspringen, denn er hielt die Schlinge mit beiden Händen an ihren Enden fest.

Suko tauchte weg.
Und das bei einer Autofahrt, die von Bremsvorgängen unterbrochen oder durch Beschleunigungen schneller gemacht wurde. Der Würger kam aus dem Gleichgewicht, fiel über Suko, und bei dem direkten Kontakt spürte der Inspektor, daß er es mit keinem menschlichen Wesen zu tun hatte.
Diese schleimige Glätte, mit der sein Gegner über den gekrümmten Rücken rutschte, konnte nur von einem Ghoul stammen.
Auch Suko waren diese widerlichen Wesen wohlbekannt. Er verachtete sie bis auf den Grund seiner Seele und mußte sie aus der Welt schaffen, wo immer sie ihm auch begegneten.
Hinter ihm klatschte der Ghoul zu Boden.
Es war kein harter Aufprall, eher zu vergleichen mit einem Stein, den jemand in den Sumpf geworfen hatte. Typisch für einen Ghoul, der zumeist aus Schleim bestand.
Um ihn konnte sich Suko leider nicht mehr kümmern, denn der zweite Gegner wollte wieder schießen.
Der Inspektor ließ sich fallen.
Auch das mußte man können, jahrelang üben, um wirklich so fallen zu können, als wären einem die Beine unter dem Boden weggezogen worden.
Suko schaffte das.
Nur hatte er Pech, da er genau auf den Schleimkörper des Ghouls fiel, was ihn nicht weiter störte, denn er rutschte sofort herunter, auch wenn jetzt Schleim an seiner Kleidung klebte.
Für seinen Gegner war dies ziemlich günstig, denn der Wagen fuhr mit einer normalen Geschwindigkeit und auch geradeaus weiter. Da würde es dem Kerl selbst bei diesem Dämmerlicht nicht schwerfallen, einen gezielten Treffer anzubringen.
Bei der nächsten Aktion drang ein Schrei aus Sukos Mund. Er schnellte in die Höhe, dabei bildete sein Körper eine Brücke, die Beine waren dabei ausgestreckt, und seine Füße fanden mit einer nahezu tödlichen Sicherheit das Ziel.
Der Waffenträger gurgelte auf. Er hätte schon eine Eisenhaut besitzen müssen, um diesem Angriff zu widerstehen. Da er die nicht besaß, flog er zurück, landete an der Rückwand des Führerhauses und brach dort zunächst einmal zusammen. Es gab ein dumpfes Geräusch, als seine Knie den Boden berührten.
Suko lag noch immer.
Das änderte sich auch nicht, denn im Liegen zog der Inspektor seine mit Silberkugeln geladene Beretta.
Und diese Geschosse sind für Ghouls tödlich.
Zudem war das kompakte Wesen überhaupt nicht zu verfehlen.
Suko brauchte nicht einmal genau zu zielen, er konnte ungefähr in

die Richtung halten und abdrücken.
Das tat er.
Überlaut hörte sich der Schuß in der düsteren Enge der bedeckten Ladefläche an. Der Ghoul – er war schon in die Höhe gekommen – konnte dieser Kugel nicht mehr entgehen.
Volltreffer! Das Geschoß schlug in die Schleimmassen und sorgte durch seine weißmagische Kraft dafür, daß dieses Wesen vernichtet wurde.
Ghouls zerfallen nicht, sie zerlaufen!
Hier war es nicht anders. Das geweihte Silbergeschoß sorgte dafür, daß von dem widerlichsten aller Dämonen nichts mehr zurückblieb, als ein sich in der Kleidung und durch alle Öffnungen quellender Schleimberg, der in den folgenden Sekunden flacher wurde und sich verteilte, so daß auf dem Boden der Ladefläche eine immer breiter werdende Lache zurückblieb, über die dünne Schwaden zogen und den Leichengeruch noch intensivierten, so daß es Suko übel wurde.
Der Ghoul war erledigt. Er würde in einer Pfütze enden, dieaustrocknete, so daß als Rest nur mehr Kristalle zurückblieben, die irgendwann weggeschabt werden konnten.
Ziemlich schnell wurde der Wagen in eine Kurve gelenkt, so daß Suko Mühe hatte, auf die Beine zu kommen. Mit einer Hand hielt er sich dabei fest, denn jetzt war er an der Reihe.
Er fand einen Gegner vor, der von Suko hart getroffen worden war, gekrümmt wie ein Haken auf dem Boden lag, unregelmäßig atmete und eine Hand gegen die getroffene Stelle am Bauch gepreßt hielt. Er schielte Suko entgegen. Das Gesicht wirkte aufgedunsen.
Der Inspektor erkannte, daß er es bei diesem Kerl weder mit einem Japaner noch einem Chinesen zu tun hatte.
Das war ein Malaie, und Suko glaubte sich zu erinnern, daß auch Rosa Redford von einem Malaien gesprochen hatte.
Rücksicht auf den Zustand des Malaien durfte Suko nicht nehmen. Hier ging es um Leben und Tod. Er drehte den Malaien um, um ihm ins Gesicht sehen zu können.
»Okay, Freund, jetzt wirst du mir einiges erzählen!« Um seinen Worten den nötigen Nachdruck zu verleihen, drückte Suko die Mündung der Beretta gegen das Kinn des Mannes.
Der starrte ihn nur an. Er atmete würgend, schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß er nicht gewillt war, auf die Fragen des Inspektors einzugehen.
»Wo befindet sich Shao?«
»Ich… ich sage nichts …«
Es gibt Menschen, die kann man foltern, ohne aus ihnen etwas herauszubekommen. Dieser Malaie gehörte wohl dazu, außerdem war Suko kein Mensch, der anderen ein Leid zufügte, also nicht folterte

und auch keinen starken Druck ausübte.

So etwas war ihm zuwider.

Nach der nächsten Frage bekam er ein Spucken als Antwort. Da rutschte ihm die Hand aus. Mit dem Waffenlauf schlug er zu. Nicht sehr fest, aber er traf die Schläfe des Malaien. Mit einem Seufzer legte der sich auf die Seite. Für ihn war die Sache gelaufen.

Für Suko noch nicht.

Der dritte Gegner bedeutete keine unmittelbare Gefahr, weil er hinter dem Lenkrad saß und den Wagen fuhr. Den Schuß mußte er gehört und sich seinen Reim darauf gemacht haben. Es wunderte Suko, daß er noch nicht gestoppt hatte, vielleicht ließ das auch der Verkehr nicht zu, und so war der Inspektor froh, daß er noch eine Zeitaufschiebung bekam.

Die lief ab.

Er merkte genau, daß der Wagen an die linke Seite gelenkt wurde und auch an Geschwindigkeit verlor. Sobald der Wagen stand, wollte er die Initiative ergreifen.

Über die Pfütze des Ghouls sprang er hinweg, erreichte die hintere Wagentür und stieß die rechte Hälfte genau in dem Augenblick nach außen, als der Transporter stoppte.

Suko sprang nach draußen. Mit einem schnellen Blick hatte er festgestellt, daß er sich in einer relativ ruhigen Seitenstraße befand.

Er sah die grauen Wohnhausfronten, die hin und wieder durch die Schaufensterscheiben irgendwelcher Geschäfte unterbrochen waren.

Die Fahrertür an der rechten Seite des Führerhauses flog auf. Sukoerreichte sie genau in dem Augenblick, als dies geschah.

Ein Körper schwang nach draußen, und abermals war Suko schneller. Bevor sich der andere versah, spürte er bereits die Mündung, die hart gegen seine Brust gestoßen wurde, und er bekam auch den Treffer mit, der ihn wieder zurückschleuderte.

Er landete auf dem Sitz, hob die Arme hoch, um den nächsten Schlag abzuwehren, der erfolgte jedoch nicht. Statt dessen kletterte Suko in das Fahrerhaus und schleuderte die Beine des Mannes zur Seite, um sich selbst auf den Fahrersitz niederzulassen.

Der Fahrer, wahrscheinlich ein Japaner, hockte neben Suko. Der Inspektor hielt die Beretta in der linken Hand und hatte das Gelenk so gedreht, daß die Mündung auf den Fahrer wies.

»Alles klar?« fragte er.

Der Japaner stemmte sich hoch. Er schwitzte. In seinen Augen leuchtete Furcht.

»Fahr los!«

»Wohin?«

»Dorthin, wo du sowieso hingefahren wärst, mein Lieber. Und keine Mätzchen, sonst werde ich verdammt sauer.«

»Gut.«

Die Waffe war Argument genug. Zudem konnte sich der Kerl ausrechnen, daß Suko auch mit den beiden anderen fertig geworden war und es ihm ein Leichtes sein würde, auch den Fahrer auszuschalten.

Bevor der Wagen gestartet wurde, stellte Suko noch Fragen. Er wollte wissen, was die Kerle bei Chikane gesucht hatten und weshalb dieser Mann hatte sterben sollen.

»Er war ein Verräter.«

»Woher wußtet ihr das?«

»Man hat uns einiges erzählt.«

Der Inspektor nickte. Aus eigener Erfahrung war ihm bekannt, daß solche Banden, zu denen die drei Kerle gehörten, ihre Augen meist überall hatten. Zahlreiche Spitzel und Zuträger waren für sie tätig, da machte sich Suko keinerlei Illusionen.

»Gut, dann fahr!«

Der Fahrer schielte ihn an. »Was geschieht danach?«

»Das wirst du schon sehen…« Suko war optimistisch. Er glaubte fest daran, sich auf der richtigen Spur zu befinden …

***

Hito Tawashi!

Genau das war der Name, an den ich mich halten mußte. Eine Geisha-Schule mitten in London. Es war tatsächlich schon sagenhaft, was es in dieser Stadt alles gab. Aber London ist eben außergewöhnlich. Hier können sich Menschen entfalten, die noch Ideen haben, ähnlich wie in New York, nur war London eben nicht so bekannt, obwohl ich persönlich diese Stadt auf die gleiche Stufe stellte wie die Metropole an der amerikanischen Ostküste.

Wo viele Ideen zusammenkommen, gibt es auch Reibereien.

Schwarze Schafe gibt es leider überall, und so schätzte ich auch diesen Hito Tawashi ein, obwohl er seine Schule in einem vornehmeren Londoner Vorort, nämlich Chelsea, betrieb.

Ich bog vor einer U-Bahn-Haltestelle in die Thurloe Street ein, um an einer Reihe von Häusern entlangzufahren, die sehr gediegen aussahen. Ältere Bauten, aber sehr gepflegt wirkend. Hier machte das Wohnen noch Spaß. Wenn man aus dem Fenster schaute, sah man die alten Bäume, die ihre mächtigen Kronen in den Himmel reckten.

Für August war es ziemlich kühl. Einen richtigen Sommer hatten wir bisher nicht gehabt. Vielleicht kam er noch.

Um das Haus, in dem sich die Geisha-Schule befand, zu erreichen, mußte ich einen kleinen gepflegten Vorgarten durchqueren.

Der Eingang befand sich an der Seite. Durch ihn also sollte ich in ein Paradies gelangen.

Ich schellte. Es wurde sehr schnell geöffnet.

Ein Mann mit schmalem Gesicht und dicker Hornbrille starrte mich fragend an. Der sah aus wie ein Sekretär und war auch so korrekt gekleidet. Selbst an seinem Schlipsknoten konnte ich nichts aussetzen.

»Sie wünschen?«

Mit der üblichen Floskel wurde ich begrüßt, nur war meine stumme Erwiderung nicht so üblich, denn ich hielt ihm meinen Ausweis direkt vor die Brillengläser, so daß er vor Schreck einen Schritt zurücktrat, weil meine Bewegung eben zu hastig gewesen war.

»Können Sie lesen?« fragte ich ihn.

»Ja, ja, natürlich.« Die Bewegung seiner Hand entbehrte nicht einer gewissen Fahrigkeit. »Polizei, nicht?«

»Scotland Yard sogar. Mein Name ist John Sinclair.« Ich war mittlerweile schon im Haus und stand in einer großen Diele, die mit dunklem Holz getäfelt war. Ein fremdartiger Geruch aus Räucherstäbchen schwang mir entgegen. Ich sah kleine Sitzkissen und sehr niedrige Tische. Der Boden zeigte als Belag ein hellblaues und gelb gehaltenes Mosaik mit Fächermotiven.

Den Ausweis ließ ich verschwinden und stach dafür meinen linken Finger vor. »Mr. Tawashi möchte ich sprechen.«

»Sind Sie angemeldet?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das brauche ich auch nicht. Sagen Sie Ihrem Herrn und Meister nur, Oberinspektor Sinclair möchte ihn sprechen. Wenn er mich empfängt, entgeht er einer Einladung zum Yard. Klar?«

»Verstanden!«

Der Sekretär verschwand in der linken Hälfte des Raumes. Erst jetzt sah ich den Schreibtisch dort, der wohl sein Arbeitsplatz war.

Eine Sprechanlage verband den Mann mit seinem Chef. Ich verstand kein Wort, als sie sich auf japanisch unterhielten.

Dieser Kerl wollte seinen Boß wohl schon richtig vorbereiten, und das gefiel mir nicht. Andererseits konnte ich ihnen die Sprache, in der sie sich unterhielten, nicht vorschreiben.

Nach einer Weile legte er auf. Während des Gesprächs hatte er mich keines Blickes gewürdigt. Erst jetzt schaute er mich wieder an und rückte seine Brille zurecht.

»Was ist?« fragte ich ihn.

»Mr. Tawashi hat Zeit für Sie.«

»Danke.«

Der Knabe erhob sich. »Ich bringe Sie zu ihm. Wenn Sie mir bitte folgen würden…«

»Sehr gern.«

Neben ihm ging ich her. Er schritt hochaufgerichtet, wirkte irgendwie verwirrt. Vielleicht wunderte er sich darüber, daß Tawashi

mich so mir nichts dir nichts zu sich ließ, obwohl er sicherlich noch andere Termine hatte.

Mein Begleiter öffnete eine Schiebetür, hinter der ein schmaler Gang begann, deren Wände mit Bildern behangen waren, die allesamt Kirschblütenmotive zeigten. Es waren hervorragende Bilder darunter, ich konnte mir ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen. Im Haus selbst war es ruhig. Die Schulungen fanden sicherlich in einem anderen Trakt statt.

Am Ende des Ganges befand sich eine normale Holztür. Sie glänzte dunkel und sah sehr vornehm aus. Ebenso vornehm klopfte der Knabe an und bückte sich schon, bevor er die Tür geöffnet hatte.

»Ja, ja…«

Die Stimme Hito Tawashis klang krächzend. Seine Antwort fiel in das Öffnen der Tür hinein.

Der Sekretär wollte mich anmelden. Ich fuhr ihm in die Parade.

»Lassen Sie mal. Mit Ihrem Chef rede ich allein.«

Der hatte meine Worte gehört, stand auf und krächzte mir entgegen: »Ein besonders höflicher Polizist scheinen Sie mir nicht zu sein, Mr. Sinclair.«

»Vielleicht«, erwiderte ich und dachte dabei an Shao. »Ich mag es aber auch nicht, wenn Menschen mit einem Wagen entführt werden, der Ihnen gehört, Mr. Tawashi.«

»Nehmen Sie zunächst einmal Platz«, sagte der Japaner und wies auf einen niedrigen Sitzhocker. Wahrscheinlich wollte er ablenken.

Ich tat ihm den Gefallen und mußte die Beine kreuzen, als ich mich setzte.

Das Büro war nicht typisch japanisch eingerichtet. Es zeigte vielmehr die nüchterne Sachlichkeit eines amerikanischen Geschäftsraumes. Die silberfarbenen Metallbeine der Sessel standen im schroffen Kontrast zu dem dunkelgrauen Teppichboden.

In einen der Sessel durfte ich mich hineinsetzen, während der Japaner mir gegenüber seinen Platz einnahm. Hito Tawashi trug eine blaue Jacke. Der Stoff schimmerte seidig. Die Hose besaß messerscharfe Bügelfalten, an denen man sich fast schon schneiden konnte.

Sein Gesicht erinnerte mich an eine Zitrone, die noch nicht ganz ausgequetscht war. Die Falten hatten sich verteilt. In der unteren Gesichtshälfte waren sie stärker vertreten als in der oberen. Aus diesem Grunde lag auch ein säuerlicher Ausdruck auf den Lippen des Japaners. Die Augen verschwanden fast völlig in den Schlitzen, und er wirkte so, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu weinen.

Weinerlich war er nicht, wie er in den folgenden Sekunden bewies. »Es ist in meinem Lande nicht üblich, sofort zur Sache zu kommen, aber wenn Sie schon mit der Tür ins Haus gefallen sind, Mr. Sinclair,

erklären Sie mir doch, was die Bemerkung bedeuten soll, die meinen Wagen betraf. Sie verstehen schon.«

»Sicherlich. Ich will meine Worte auch gern wiederholen, Mr. Tawashi. In Ihrem Wagen wurde eine Chinesin namens Shao entführt.«

Er nickte, schaute mich dabei an und fragte plötzlich. »In welchem meiner Wagen. Ich besitze mehrere.«

»Es war der Cadillac.«

»Ach der.«

Ich freute mich. »Sie bestätigen also, daß dieser Wagen Ihnen gehört, Mr. Tawashi?«

»Gehörte!«

»Wieso?«

»Nun, wie das Schicksal so spielt. Er wurde mir gestohlen. Vor zwei Tagen, wenn ich mich recht erinnere. Ich habe mir natürlich meine Gedanken darüber gemacht und bin zu dem Schluß gekommen, daß es Auto-Fans gewesen sein müssen, die den Wagen stahlen. Meinen Sie nicht auch, Mr. Sinclair?«

»Es waren Verbrecher.«

»Das höre ich jetzt von Ihnen.«

»Haben Sie den Diebstahl gemeldet?«

Der Japaner lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Nein, das habe ich nicht.«

»Weshalb nicht? Fast jeder meldet sich bei der Polizei, wenn sein Wagen gestohlen wurde. Sie machen wohl da die berühmte Ausnahme. Gab es einen Grund?«

Der Japaner hob die Schultern. »Ich bin nicht so an meinen Autos interessiert. Wissen Sie, mein Großvater fuhr noch mit einer Rikscha über Tokios Straßen. Ich habe mich der Zeit angepaßt und mir Wagen gekauft, die bequem sind, wissen Sie.«

»Der Zeit angepaßt?« Ich wiederholte den Satz. »Daran kann ich nicht so recht glauben, wenn ich sehe, daß Sie eine Geisha-Schule betreiben. Ist das nicht Schnee von gestern?«

»Geishas?« Er begann zu lachen. »Ich sehe, Mr. Sinclair, Sie liegen nicht im Trend.«

»Dann klären Sie mich auf.«

»Gern. Wie Sie sicherlich wissen, ist es bei manchen Leuten Mode geworden, sich mit fremdländischen, orientalischen Dingen zu beschäftigen. Dazu zähle ich auch den Bauchtanz. Hat er nicht eine Erneuerung erlebt? Wie viele Frauen es sind, die diesem neuen Hobby frönen, ist kaum abzusehen.«

»Klar, sehe ich ein. Was aber hat der Bauchtanz mit den Geishas zu tun?«

»Alles und nichts. Beim Bauchtanz oder bei den Geisha-Schulen ist es

ähnlich. Auch unsere Tradition erlebt eine Erneuerung. Viele Menschen interessieren sich plötzlich für die alten Werte der Geishas, und es sind nicht allein Japanerinnen, die ich ausbilde. Die ersten Weißen oder Europäerinnen versuchen bereits, diese Kunst zu erlernen.«

»Ja, Mr. Tawashi, ich weiß es. Die entführte Shao ist auch keine Japanerin, sondern Chinesin.«

Der Mann legte seine Stirn in Falten. »Ich habe diesen Namen aus Ihrem Munde schon einige Male gehört. Ich weiß nicht, weshalb Sie ihn mir wieder unterschieben, da ich selbst damit nichts anfangen kann. So leid es mir für Sie tut.«

»Shao ist in Ihrem Cadillac entführt worden.«

Er hob einen mageren Zeigefinger. »Der mir gestohlen wurde.«

»Was zu beweisen wäre!«

»Glauben Sie mir nicht, Mr. Sinclair?« Seine Stimme klang um eine Nuance schärfer.

»Nein, Mr. Tawashi!«

Durch die Nasenlöcher holte er Luft. Ich sah, wie seine Lippen zuckten und er mühsam um Beherrschung rang. »In diesem Falle haben Sie mich einen Lügner genannt.«

»So mußte ich leider reagieren. Wenn Sie mir das Gegenteil von dem beweisen…«

Er stand auf. Ruckartig und böse blickend. »Was wollen Sie?« fuhr er mich an.

Meine Antwort kam leise. »Shao!«

»Gehen Sie mit Ihrer Shao zum Teufel. Sie ist nicht bei mir. Tut mir leid.«

»Und das glaube ich Ihnen nicht. Wie wäre es denn, wenn ich mir Ihre Räume genauer anschaue.«

Er nickte, was mich überraschte. »Bitte, schauen Sie sich ruhig um. Sehen Sie überall hinein…«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht diese Büros. Mich interessieren die Schule und auch Ihre Schülerinnen. Außerdem hätte ich gern mit einem der Mädchen Kontakt aufgenommen, um diese Jung-Geishas selbstbefragen zu können. Das ist nicht zuviel verlangt.«

Das Zitronengesicht des Japaners wurde noch zerknitterter. »Es ist sogar mehr als zuviel.«

»Demnach haben Sie doch Dreck am Stecken.«

»Sparen Sie sich Ihre Unterstellungen. Das hat nichts mit Dreck am Stecken zu tun.«

»Sondern?«

Er nahm wieder Platz. »Wissen Sie überhaupt, was Geishas sind, Mr. Sinclair?«

»Mädchen zur gepflegten Unterhaltung.«

»So kann man es ausdrücken. Eine Geisha ist keine Dirne, wie fälschlicherweise oft behauptet wird. Sie muß intelligent sein, mehrere Sprachen sprechen, sie muß die alten Sitten und Gebräuche Nippons genau kennen. Sie muß wissen, wie sie ihr Haar zu stecken hat. Sie muß erkennen, welche Interessen die Männer haben, die sie unterhalten soll. Es ist für viele japanische Mädchen eine große Ehre, dem Stande der Geishas anzugehören.«

»Früher vielleicht, aber heute…?«

»Auch heute noch. Ich gebe zu, daß diese Berufung in Mißkredit geraten ist, weil auch billige Dirnen in Tokio sich Geishas nennen, um Touristen zu locken. Das ist bei meinen Mädchen nicht der Fall. Die Ausbildung dauert lange, sehr lange. Ich werde sie anschließend auch noch betreuen, so daß der Kontakt immer bestehen bleibt. Wir halten auf Tradition und Sitte. Darauf können Sie sich verlassen.« Er holte tief Luft. »Wie ich Ihnen schon sagte, ich bin es nicht gewohnt, auf diese Art mit einem Menschen zu reden, Sie zwangen mich dazu, und nun verlassen Sie mein Haus.«

»Nachdem ich mit einem Mädchen geredet habe.«

Er überlegte. Ich ließ ihm die nötige Zeit und hörte auch seine Frage. »Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?«

»Nein.«

»Dann gehen Sie.«

»Klar, aber ich komme wieder. Spätestens in einer halben Stunde bin ich zurück. Mit einem entsprechenden gerichtlichen Beschluß in der Tasche. Dann werde ich etwas finden.«

Von einem Augenblick zum anderen wechselte seine Stimmungslage. Plötzlich schüttelte er den Kopf. »Obwohl ich in meinem eigenen Hause wohne, fühle ich mich hier als Gast, weil es ein fremdes Land ist. Ich weiß, daß Sie letztendlich der Stärkere sind, weil Sie sich in einer ganz anderen Position befinden. Hätte ich tatsächlich etwas zu verbergen, wäre es mir innerhalb der mir von Ihnen gesetzten Zeitspanne nicht möglich gewesen, dies aus der Welt zu schaffen. Bitte, ich stelle Ihnen mein Haus zur Verfügung, Mr. Sinclair.«

Jetzt hatte ich mein Fett. Vor Überraschung war ich blaß geworden und schaute in das lächelnde Gesicht des Japaners. Es war nicht zu sehen, welche Gedanken sich hinter seiner Stirn bewegten, mit welchen Dingen er sich beschäftigte, denn alles an ihm blieb eine Maske, die aus dem reinen unverbindlichen Lächeln bestand.

Er bemerkte mein Zögern und gab seinem Blick einen fragenden Ausdruck. »Wollen Sie nicht, Mr. Sinclair?«

»Schon, ich habe mich nur gewundert und hätte es nach dem, was Sie mir zuvor gesagt haben, nicht für möglich gehalten.«

Er lachte leise, griff in die rechte Tasche und holte ein flaches Zigarettenetui hervor, dessen Oberseite mit grünen Steinen bedeckt

war. »Ich habe eingesehen, daß es keinen Sinn hat, sich gegen polizeiliche Maßnahmen zu stemmen. Außerdem hätte ich in Ihnen das Gefühl bestärkt, es bei mir tatsächlich mit einem Gesetzesbrecher zu tun zu haben. Zu meiner Verteidigung muß ich hinzufügen, daß mich Ihr Verdacht sehr getroffen hat.«

»Den können Sie nun entkräften.«

»Natürlich.« Er öffnete das Etui und nahm ein weißes Stäbchen hervor. Dabei kam er in meine Nähe. »Wenn Sie erlauben, Mr. Sinclair, möchte ich vorangehen.«

»Gern.«

Er blieb an meiner Seite, als wir die nächsten Schritte gingen, drehte den Kopf in meine Richtung und behielt die Zigarette dabei im Mund. Darüber wunderte ich mich.

Bis zu dem Zeitpunkt, als mir aus dem Ende der Zigarette ein Nebel entgegensprühte.

Dieser Nebel war ein Betäubungsgas. Es sprühte mir voll ins Gesicht. Sofort setzte die Wirkung ein. Ich kam nicht einmal mehr dazu, meine Waffe zu ziehen. Die Bewegungen fielen mir sehr schwer, alles lief unendlich langsam ab, und Luft bekam ich auch keine mehr. Schwer wie Blei waren die Glieder geworden. Ich wankte zurück, die Knie zitterten nach, und irgend etwas preßte meinen Körper so starkzusammen, daß ich das Gefühl hatte, immer kleiner zu werden.

Auch die Sehkraft wurde stark beeinträchtigt. Der Japaner vor mir verschwamm zu einem schimmernden, blassen Farbklecks, der sich immer mehr auflöste und dabei von einer anderen Farbe überdeckt wurde. Sie war schwarz wie die Nacht.

Und sie war es auch, die mich in ihre Tiefe riß. Daß ich auf den Boden schlug, merkte ich nicht einmal mehr…

Vergessen war der intensive Leichengestank, vergessen war auch die Dunkelheit, Shao befand sich einfach in einer völlig anderen Welt. Meilenweit hätte diese von der hinter ihr liegenden entfernt sein können, dabei waren es nur wenige Schritte, die Shao in ein völlig anderes Reich gebracht hatten.

Sie und die vier Geishas.

Die Mädchen waren nicht von ihrer Seite gewichen. Sie kamen Shao vor wie Aufpasserinnen oder Leibwächterinnen, die nicht allein um ihren Schutz bemüht waren, sondern auch dafür sorgten, daß sie nicht floh.

Shao dachte nicht daran, vor ihnen wegzulaufen. Etwas hielt sie fest in einem Bann, der nicht zu durchbrechen war. Eine Erklärung besaß sie nicht dafür, sie dachte mehr an Stimmungen, die sie so stark überfallen hatten, daß sie nicht dagegen ankam.

Lethargisch fühlte sie sich und auch auf eine gewisse Art glücklich. Es machte ihr überhaupt nichts aus, auf einer weichen Bank

ausgestreckt zu liegen und die Finger der Geishas über ihren Körper wandern zu spüren. Diese Finger waren so herrlich zart. Shao genoß es, wie sich diese an ihrer Kleidung zu schaffen machten.

Die Chinesin wurde von den Geishas entkleidet. Auch dagegen wehrte sie sich nicht. Es machte ihr überhaupt nichts aus, daß fremde Finger sie bis auf den Slip auszogen und ihr auch diesen noch über die langen Beine streiften.

Shao lag auf dem Rücken und schaute gegen die Decke des Raumes, deren Mittelpunkt von einer strahlenden Sonne eingenommen wurde. Sie bestand aus einem Metall. Die Strahlen leuchteten in vier Richtungen. Die längsten von ihnen erfaßten mit ihren Spitzen auch die Ecken und Winkel des Raumes, die über der Tür oder ihr gegenüber lagen.

Manchmal flüsterten die Geishas. Shao hörte die Worte zwar, verstand aber nur Bruchstücke. Die Mädchen redeten von irgendwelchen Göttern und auch Träumen. Sie lachten hin und wieder leise auf, freuten sich oder benahmen sich wie Kinder.

Auch das Wort Amaterasu fiel des öfteren. Dabei schwang jedesmal Ehrfurcht in den Stimmen der Geishas mit, denn die Sonnengöttin war für sie das Höchste überhaupt.

Das alles interessierte Shao kaum. Ihr kam überhaupt nicht zu Bewußtsein, daß sie in diesem Haus als Gefangene gehalten wurde.

Andere Dinge waren wichtiger.

Zum Beispiel die Luft.

Jeden Atemzug empfand sie als eine Wohltat. Wenn sie atmete, war es anders als sonst. Sie zog die Luft ein und hatte dabei das Gefühl, sie trinken und sich dabei erfrischen zu können. So herrlich rein konnte man sonst nur in den Bergen atmen, wo dichte Wälder an den Hängen wuchsen und wie ein Filter wirkten.

Die Sonne nahm ihr Blickfeld ein.

Sie war das Symbol des Lichts und des Lebens. Ohne die Sonne existierte nichts, konnte nichts wachsen. Ohne sie blieb alles kahl, leer und auch tot.

Shao empfand es als störend, daß andere ihre Tagträume so abrupt unterbrachen, denn zwei der vier Geishagesichter beugten sich über sie und verdunkelten ihr Blickfeld.

Verwirrt wollte sich Shao aufrichten. Diese Aktion wurde bereits im Ansatz erstickt, denn vier Hände drückten sie wieder zurück, und flüsternde Stimmen baten sie, liegen zu bleiben.

Die Chinesin gehorchte.

Bisher hatte sie sich nie vor den bleichen Gesichtern gefürchtet. In diesem Augenblick verwünschte sie die Geishas, deren Aktivitäten sie in ihren Träumen unterbrochen hatten.

»Was ist denn?« flüsterte sie.

»Du mußt mitkommen.«
»Und wohin?«
»Wir müssen dich vorbereiten.«
Shao schüttelte leicht den Kopf. »Vorbereiten?« hauchte sie.
»Warum und auf was soll ich vorbereitet werden?«
»Er wird dich nicht als normaler Mensch annehmen.«
Shao hatte die Antwort nicht begriffen. Deshalb fragte sie weiter.
»Wer ist er? Und was habe ich mit ihm zu tun?«
Die beiden Lippen verzogen sich zu einem breiten Lächeln.
»Weißt du es wirklich nicht? Kannst du es dir auch nicht denken?«
»Nein…«
»Wir sprechen von Susanoo, Amaterasus Bruder, der dafür sorgt, daß unsere Königin im Dunklen Reich gefangenbleibt.«
»Ja, den kenne ich.«
»Siehst du.« Die beiden Köpfe bewegten sich nickend. »Und wir wollen, daß Amaterasu wieder freikommt.«
Shao dachte über das letzte Wort nach.
»Freikommt«, murmelte sie. »Das will ich auch, aber es geht nicht, solange sie nicht den Fächer besitzt, der ihr gehört.«
»Vielleicht doch«, wurde ihr geantwortet.
Über Shaos Lippen glitt ein ungläubiges Lächeln, und dieser Ausdruck blieb auch in ihren Augen. »Das kann ich nicht glauben«, sagte sie leise.
»Wir probieren es.«
»Und wie?«
»Mit dir!«
Liegend schluckte Shao einige Male ihre Überraschung herunter.
Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie sollte dafür sorgen, daß Amaterasu befreit wurde oder daß ihr verfeindeter Bruder Susanoo die Schwester wieder hergab? Das konnte doch nicht möglich sein.
»Du glaubst uns nicht?«
Shao konnte ihre Überraschung nicht abschütteln. »Nein, das kann ich einfach nicht glauben.«
»Doch, wir versuchen es.«
»Und wie?«
Es folgte ein spannender Augenblick des Schweigens, der sich zudem dehnte, weil die beiden sich mit der Antwort Zeit ließen. Auch die zwei letzten Geishas traten herbei und schauten ebenfalls auf Shao nieder.
»Du bist nicht umsonst zu uns gekommen«, flüsterte die Sprecherin der Geishas. »Wir haben dich gesucht, gefunden und geholt. Wir sind die Dienerinnen der Sonnengöttin, wir haben uns ihr verschrieben. Wir wollen, daß sie befreit wird, dazu brauchen wir dich, die letzte einer langen Ahnenreihe. Susanoo soll Amaterasu freigeben, wenn er

dich dafür bekommt. Wir wollen dich austauschen.«

Shaos Augen waren groß und rund geworden. Unglauben kennzeichnete ihren Blick. Selbst den Mund konnte sie kaum noch schließen, so sehr hatte sie die Überraschung getroffen. »Das… das kann doch nicht wahr sein«, hauchte sie. »Nein, daran glaube ich nicht.«

»Das mußt du.«

»Sie wird niemals einwilligen. Er wird niemals einwilligen. Susanoo kann den Tausch nicht akzeptieren.«

»Das müssen wir abwarten.«

Der letzte Satz war hart gesprochen worden. Er klang irgendwie endgültig, und Shao wußte genau, daß sie die vier Geishas nicht umstimmen konnte. Nicht mit Worten und auch nicht mit Taten.

Wieder einmal spürte sie, wie sehr sie eine Gefangene war. In den vergangenen Minuten war ihr dies nicht zu Bewußtsein gekommen.

Erst nach dieser Erklärung war ihr die eigene Hilflosigkeit voll vor Augen geführt worden.

Plötzlich wollte ihr die Luft nicht mehr so klar und rein schmecken wie sonst. Was sie als einen herrlichen Traum empfunden hatte, war zu einer großen Gefahr herangewachsen.

Etwas bedrohte sie.

Es war keine direkte Gefahr, aber eine, die im Hintergrund lauerte, und vergessen war der Zauber, den Shao zusammen mit den vier Geishas erlebt hatte.

Sie schüttelte den Kopf und bäumte sich gleichzeitig auf. Diesmal hatten die vier Geishas nichts dagegen, daß sich Shao hinsetzte und auch in dieser Haltung blieb.

»Nie!« Flüsterte die Chinesin. »Niemals wird das geschehen können. Es ist ein Irrtum. Ihr schafft es nicht. Susanoo wird auf diesen Tausch nicht eingehen.«

»Das wäre schlecht für dich. Dann nämlich müßten wir dich töten«, wurde ihr ohne Bedauern erklärt.

Shao brauchte eine Weile, um die Überraschung zu überwinden.

»Ihr wollt mich töten?«

Sie nickten synchron.

»Aber ihr seid Diener der Sonnengöttin. Sie steht für das Licht und nicht für den Tod.«

»In diesem Fall bleibt uns keine Wahl. Niemand darf erfahren, wie es in diesem Hause aussieht und was hier vorgeht. Das bleibt allein den Eingeweihten überlassen.«

»Wer so denkt, gehört nicht zu den echten Dienern der Göttin«, erklärte Shao. Sie merkte, daß ein Schauer über ihren Rücken lief und verschränkte die Arme vor der Brust. Ihr war auch klargeworden, daß sie von den Geishas kein Pardon zu erwarten hatte, aber sie wollte

einfach nicht aufgeben und dagegen ankämpfen.
Wehrlos würde sie sich nicht fertigmachen lassen, das stand einfach fest.
Die Geishas lächelten…
Sie standen nebeneinander, vielleicht zwei Schritte von der gepolsterten Liege entfernt und wirkten ebenso kalt wie die Strahlen der künstlichen Sonne unter der Decke.
Shao schielte nach einer Tür, durch die sie fliehen konnte. Nicht mehr länger wollte sie in diesem verdammten Haus bleiben, und sie stand mit langsamen Bewegungen auf.
Keine der Geishas sollte merken, wie es in ihrem Innern aussah und was sie sich vorgenommen hatte.
Doch sie wußten Bescheid.
»Wir sind vier, du bist allein«, wurde ihr zugeflüstert, während die Geishas bereits handelten, die Arme hoben und mit ihren spitzen Fingern nach den Nadeln faßten, die in ihren Haaren steckten.
Normalerweise dienen Nadeln zur Verschönerung einer Frisur. In diesem Fall, das wußte Shao genau, würden die Geishas sie als Waffen mißbrauchen. Die Chinesin erkannte auch die langen Spitzen, deren Ende in einem bläulichen Farbton schimmerte, als wären die Nadeln mit irgendeinem Gift eingerieben worden.
Das konnte durchaus sein…
Noch waren sie nicht frei, und Shao beschloß, ihre Chance zu nutzen. Urplötzlich sprang sie vor. Suko, ihr Partner, hatte ihr einigesbeigebracht, was das Gebiet der Selbstverteidigung betraf.
Und so konnte sich Shao den Weg freischlagen.
Sie war noch nicht topfit, das wußte sie selbst, aber auch mit halber Kraft geschlagen, reichten die Treffer aus, um sich den Weg durch die Reihe zu bahnen.
Sie hatte gut gezielt, hörte die Schreie der Mädchen, sah, daß sie zusammenbrachen oder mit torkelnden Bewegungen zur Seite glitten.
Sie kam durch.
Nur eine sprang sie noch an. Das weiß geschminkte Gesicht sah aus wie das einer Toten, in den Augen stand ein gefährliches Funkeln, und Shao mußte noch einmal zuschlagen, um sich den Weg zu bahnen.
Diesmal traf sie die Geisha in der Körpermitte. Die Frau sackte zusammen. Gekrümmt schritt sie zurück und holte pfeifend Luft. Wütend und mit gequetscht klingender Stimme drohte sie Shao Fürchterliches an.
»Der Ghoul wird dich verschlingen, wenn du tot bist!«
Daran hatte auch Shao schon gedacht, doch sie kümmerte sich einen Dreck um die Worte. Sie wollte weg, sie mußte weg, und dabei konnte sie auf nichts Rücksicht nehmen.
Dieses verdammte Haus, in dem angeblich der Sonnengöttin

Amaterasu gedient wurde, war für sie zu einer tödlichen Fallegeworden, der sie nur mit Gewalt entrinnen konnte.

Und so jagte sie davon.

Ihr Ziel war die Tür, die eine verzierte Holzklinke besaß. Für einige Sekunden hatte sie Luft bekommen und hoffte nur, daß die Tür nicht verschlossen war.

Shao fiel auf die Klinke, riß die Tür auf und erreichte einen kahlen und kalten Gang, dessen Mauerwerk so gar nicht zu dem verspielten japanischen Stil passen wollte.

Der Gang endete vor einer Mauer.

Shao erkannte dies zu spät im Licht der spärlichen Deckenbeleuchtung. Fast wäre sie gegen die Wand gelaufen, schlug mit ihren Fäusten dagegen, ohne einen Erfolg zu erzielen.

Das Mauerwerk blieb so hart.

In ihrem Rücken vernahm sie Schritte.

Die vier Geishas kamen.

Sie hatten die langen Nadeln aus ihren Haaren gelöst. Dennoch saßen die Knoten perfekt und glatt.

So glatt und kalt wie die Gesichter dieser vier schrecklichen Weiber. »Erst du, dann der andere«, flüsterten sie. »Wir werden dich vorbereiten, danach packen wir ihn.«

Weiter gingen sie.

Ihre Schritte wirkten gemessen, manchmal auch etwas schwerfällig, da sie die Folgen der Treffer noch nicht überwunden hatten. Sie waren vier gegen eine. Shao glaubte nicht mehr daran, daß sie sich noch einmal überraschen lassen würden.

Dennoch wollte sie Widerstand leisten.

Sie war nackt und fühlte sich verdammt schutzlos. Sie wußte nicht, was man mit ihr noch anstellen wollte, aber sie kam endlich dazu, sich auch die nähere Umgebung anzuschauen.

Dieser Gang bestand zwar aus zwei Wänden, doch waren sie nicht nur glatt. An einer Stelle zeigten sie sich unterbrochen. Dort befand sich ein Vorhang in der gleichen Farbe wie die Wand.

Der fiel Shao erst jetzt auf. Genau neben dem Vorhang blieben die vier Geishas stehen.

Das hatte etwas zu bedeuten.

Die Chinesin wußte nicht, ob sie angreifen oder warten sollte. Sie schaute auf die Nadeln, die aus den Fäusten der Frauen ragten und deren Spitzen auf sie zeigten.

Die würden sie aufspießen…

Die Geisha, die dem Vorhang am nächsten stand, drehte ihren freien Arm zur Seite und griff in die Falten hinein.

Sie hielt sie fest, knüllte sie zusammen und riß den Vorhang zur Seite.

»Komm her!«
Shao zuckte unter der scharf klingenden Stimme zusammen, aber sie wollte nicht und schüttelte den Kopf.
»Los, schau hinein, dann wirst du einen Bekannten sehen! Es wird dir Spaß machen…«
Einen Bekannten!
Plötzlich steigerte sich Shaos Furcht. Man hatte sie entführt, und siekonnte sich gut vorstellen, daß Suko und John Sinclair alles darangesetzt hatten, ihre Spur aufzunehmen. Leicht war dies nicht gewesen. Nur gaben die beiden Männer niemals auf, es war auch möglich, daß sie durch ihren Eifer in eine Falle gelaufen waren.
Diese Geishas hatten es nicht nötig, zu bluffen.
Wieder wurde Shao aufgefordert, durch die Öffnung zu schauen.
»Wenn nicht, werden wir die Nadeln auf dich schleudern. Wenn das geschieht, wirken sie wie Lanzen.«
Zur Unterstreichung ihrer Worte hoben sie die Hände, und Shao verstand.
Die Antwort gab sie durch ein Nicken, bevor sie sich in Bewegung setzte und auf das ihr angewiesene Ziel zuschritt. Begleitet wurde Shao von den Blicken der Frauen, und die flößten ihr ebenfalls Furcht ein.
Bevor sie den Durchgang erreichte, wurde der Vorhang mit einem heftigen Ruck zur Seite gezogen, so daß Shao in den dahinterliegenden Raum schauen konnte.
Es war nur eine kleine Kammer. Verliesähnlich angelegt, mit einer Pritsche an der rechten Wandseite.
Auf ihr lag ein Mensch. Bis auf eine blaue kurze Hose war er nackt. Shaos Augen weiteten sich entsetzt, sie spürte das Hämmern des Herzschlages und hauchte den Namen des Mannes.
»John…«
Da traf sie der Nadelstich in den Nacken, und für Shao ging die Welt unter…

***

Als einzigen hatte es Suko nicht erwischt, und der würde es den Anderen auch schwermachen, denn er hockte im Geäst eines Baumes und wurde von den dichten Blättern der Eiche gedeckt.
Zum Glück lag die Geisha-Schule in einem parkähnlichen Garten, und Suko suchte nun nach einer Möglichkeit, ins Haus zu gelangen.
Bisher hatte alles geklappt. Der Fahrer des Lieferwagens hatte nicht versucht, durch irgendwelche Tricks das Blatt zu seinen Gunsten zu wenden. Zuviel Respekt hatte ihm die Waffe eingeflößt.
In einer kleinen Seitenstraße parkte das Fahrzeug jetzt, mit einem Fahrer im Führerhaus, der durch zielsichere Treffer ins Reich der

Bewußtlosigkeit geschleudert worden war.
Jetzt hoffte der Inspektor noch, daß so bald keiner den Wagen entdeckte.
Er saß in wirklich guter Deckung und beobachtete das Haus durch die Zwischenräume der Zweige. Manchmal schob er auch Blätter zur Seite, wenn der Wind sie gegen seine Augen drückte. Er saß ziemlich günstig und schaute auf das schräge Dach des Hauses.
Von dort aus wollte er einsteigen. Die Dachfenster schimmerten wie hell angestrichenes Blei und bildeten rechteckige Flächen innerhalb des Ziegel Wirrwarrs.
Wenn Suko den Kopf senkte, konnte er einen schmalen Wegerkennen, der um das Haus herumführte. Bisher hatte er noch keinen Menschen dort hergehen sehen, und er hoffte, daß es auch bei seiner folgenden Aktion so blieb, wenn er sein Ziel erreichte.
Leicht würde es nicht sein. Außerdem mußte Suko noch ein Stück vorrücken, um überhaupt das Dach in greifbare Nähe zu bekommen. Das war nicht so einfach, da er auf einem Ast vorrücken mußte, und er wußte nicht, ob der auch halten würde.
Der Chinese ging die Sache sehr vorsichtig an. Durch das um den Ast herumwachsende Blattwerk schob er sich, drückte Zweige zur Seite und ließ Blätter an seinem Gesicht entlangschaben. Auf einigen lag noch Feuchtigkeit, die sich als nasser Film auf der Haut absetzte.
Der Ast bog sich durch.
Suko mußte sich strecken, um eine optimale Gewichtsverlagerung zu erreichen. Das klappte auch so einigermaßen. Langsam schob sich der Inspektor vor. Die Beine hatte er um den Ast geschlungen.
Er atmete tief durch und blieb die Ruhe selbst, denn Nervosität hätte nichts gebracht. Höchstens einen Fall in die Tiefe.
So rutschte er weiter.
Die Entfernung zum Dach hin schmolz zusammen. Auch der Ast wurde dünner. Eine Eiche ist fast für die Ewigkeit gewachsen, aber ihre Äste halten nicht jedem Druck stand.
Sekunden später war es soweit. Suko mußte jetzt alles riskieren.
Er stieß sich nicht ab, glitt noch ein Stück voran und schaffte es plötzlich, mit der ausgestreckten Rechten die Dachrinne zu erreichen, wo er sich festhielt.
Sein Körper rutschte vom Ast nach unten. Suko spürte die Schärfe der Dachkante an seinem Handteller, aber er biß die Zähne zusammen und hielt eisern fest.
Dieser harte Zug dauerte auch nicht sehr lange, da Suko sehr schnell mit der linken Hand nachfassen konnte, das Gewicht so besser verteilte und sich durch einen Klimmzug hochzog.
Es war nicht leicht. Auch die Dachrinne konnte man nicht mit einer stabilen Reckstange vergleichen. Sie bog sich durch, Suko setzte noch

mehr Energie ein, und ihm gelang es schließlich, das rechte Bein anzuwinkeln und in die Höhe zu drücken.

Mit seinem Knie stützte er sich auf der Dachrinne ab, die in der Verankerung knirschte, und erst dann gelang es dem Inspektor, sich mit dem Körper seitwärts auf die Schräge zu rollen, wo er sofort die Beine spreizte, um nicht abzurutschen.

So blieb er liegen.

Da der weitere Weg ebenfalls beschwerlich war, mußte Suko zunächst frische Kräfte sammeln.

Er schaute zurück.

Der Ast, auf dem er gelegen hatte, wippte noch immer leicht nach.

Er hatte glücklicherweise das Gewicht des Chinesen gehalten, und seine riskante Turnerei war auch niemandem aufgefallen.

Tief atmete Suko durch. Allmählich verschwand auch der Klumpen aus seiner Kehle, und er drehte den Kopf nach rechts, um dorthin schauen zu können, wo sich die Scheibe des Dachfensters abzeichnete.

Sie war ziemlich schmutzig. Nicht allein Dreck klebte auf ihrer äußeren Seite, auch einige Blätter lagen auf dem Glas, als hätte man sie festgeleimt.

Suko hatte sich bei seiner heimlichen Ankunft trotz allem einen ersten Überblick verschaffen können und festgestellt, daß diese Geisha-Schule gar nicht mal so klein war.

Das Haus besaß mehrere Trakte und mußte seiner Ansicht nach von innen auch ziemlich verwinkelt sein, so daß es ihm schwerfallen würde, Shao auf Anhieb zu finden.

Dieses Problem war sekundär. Zunächst einmal mußte er sich Eintritt verschaffen.

Suko schob sich vor. Dieses Gleiten gestaltete sich äußerst schwierig, da auf den Pfannen ein Film aus Schmutz und Schmiere lag, der sie rutschig gemacht hatte.

Suko blieb in der gespreizten Lage. Er sah aus wie ein X, das mußte so sein, um die optimale Gewichtsverteilung zu erreichen.

Und so näherte er sich dem Ziel. Mit den Knien drückte er sich ab, die Handflächen lagen flach auf den Pfannen. Er selbst war stark ins Schwitzen gekommen und atmete erst auf, als er mit seiner rechten Hand den nach innen gekehrten Rand des Fensters erreichte und sich dort festhalten konnte. Die Ruhepause dauerte nicht lange.

Suko mußte weitermachen, zog die Beine an, drehte seinen Körper und blieb parallel zur unteren Fensterkante liegen.

Jetzt konnte er durch die Scheibe schauen.

Viel bekam er nicht zu sehen. Ein düsteres Dachgeschoß lag unter ihm. An der schlechten Sicht konnte auch die Scheibe einen gewissen Teil der Schuld tragen. Das alles spielte für Suko keine Rolle.

Er würde sie einschlagen.

Suko holte seine Waffe hervor, umwickelte den Griff mit dem Taschentuch und schlug zu.

Suko vernahm das Platzen, er hörte ein Splittern, die Scheibe bekam Risse und ein Loch.

Dieses Loch bestand aus zahlreichen Teilen und Stücken. Zackig und dementsprechend gefährlich.

Suko hatte genau nach irgendwelchen dünnen Drähten einer Alarmanlage Ausschau gehalten, aber keine gefunden. Das gab ihm auch weiterhin eine gewisse Sicherheit, als er den Arm durch die Öffnung steckte, die Hand drehte und versuchte, den Fensterhebel zu erreichen.

Es gelang.

Hart faßte der Chinese zu. Schon beim ersten Versuch drehte er ihn herum, so konnte er das Fenster kippen. Vor ihm schwang es in die Höhe. Er ließ die Scheibe hochkant stehen, begutachtete die entstandene Lücke und fand sie breit genug, um hindurchsteigen zu können.

Ein wenig mußte sich der Mann auf dem Dach noch drehen, dann hatte er es geschafft.

Er schlüpfte durch die Lücke.

Der Rest war im Vergleich zu dem, was hinter ihm lag, ein reines Kinderspiel.

Wie ein geübter Turner hangelte sich Suko in die Tiefe und berührte sehr schnell mit beiden Füßen den Boden, wo er zunächst einmal stehenblieb und lauschte.

Seine letzte Aktion war nicht ohne Geräusche über die Bühne gelaufen. Besonders das Zerschlagen der Scheibe hätte jemand hören können, doch es befand sich niemand in der Nähe.

Der Speicher war leer.

Das heißt, Gerümpel lag genug herum. Suko sah alte Schränke, zwei Zinkbadewannen und Koffer, die so vollgepackt waren, daß sich ihre Böden und Deckel wölbten.

Um ganz sicher zu gehen, leuchtete er den relativ dunklen Speicher auch in seinen Ecken aus.

Shao fand er nicht. Nur eine Maus erschreckte sich vor dem dünnen Strahl der Bleistiftleuchte und huschte aufgeregt davon.

Die Tür erwies sich als nächstes Hindernis, denn sie war verschlossen. Suko leuchtete das Schloß und die Klinke an. Ersteres würde ihm keine großen Hindernisse in den Weg stellen, denn der Inspektor trug immer einige Werkzeuge bei sich, über die sich auch so mancher Einbrecher gefreut hätte. Sie befanden sich in einem kleinen Etui und waren aus widerstandsfähigem Kunststoff hergestellt.

Suko suchte sich den nach seiner Meinung passenden Öffner hervor und führte ihn behutsam in das Schloß.

Bevor er den Dietrich drehte, werkelte er einige Sekunden herum, bis er ihn voll durchgeschoben hatte. Dann saß er fest.

Suko drehte ihn nach links. So einfach, wie er es sich vorgestellt hatte, war es nicht. Mindestens zwei Minuten vergingen, bis er das Knacken vernahm, auf das er schon gewartet hatte.

Jetzt war die Tür offen.

Dem Inspektor fiel ein Stein vom Herzen. Ein flüchtiges Lächeln huschte über seine Lippen, als er die Tür behutsam öffnete und durch den entstandenen Spalt schaute.

Sein Blick fiel in einen kurzen Gang, der an einer Treppe mündete. Die mußte er hinabgehen.

Suko war seiner Ansicht nach im östlichen Teil des Hauses gelandet. Er stellte sich den Grundriß noch einmal vor und glaubte daran, sich gleichzeitig in einem der Trakte zu befinden.

Die Treppe mündete in einer hellen Insel.

Im Haus selbst war es ziemlich düster, da nur durch schmale Fenster feine Lichtstreifen fielen. Deshalb wunderte sich Suko auch, als er am Ende der Treppe die helle Insel sah.

Das mußte seiner Ansicht nach etwas zu bedeuten haben, deshalb beeilte er sich. Nur wenige Schritte brauchte er, um die Treppe zu überwinden.

Vor einem Metallgitter blieb er stehen.

Es war im Boden verankert worden und schien sich mit einfachen Mitteln nicht beseitigen zu lassen.

Suko wollte auf jeden Fall sehen, was sich unter dem Gitter befand. Hell genug war es ja.

Er ging auf die Knie nieder, so daß er einen besseren Ausblick in die Tiefe hatte. Der Inspektor hatte das Gefühl, in einen Baum mit vermoderten Leichen zu schauen. Und der Gestank schien diesen Eindruck zu unterstreichen.

Aber es waren keine Leichen, die sich unter dem Gitter befanden.

Dafür sah er ein mit einer grünlich schimmernden und dicken Flüssigkeit gefülltes Bassin.

Aus ihm ragten zwei übergroße schleimige Arme. Suko wußte, daß sich unter ihm ein Ghoul befand.

Das hätte ihn auch nicht weiter gestört. Schlimm war nur die Szene, die er außerdem sah und bei der ausgerechnet sein Freund John Sinclair den grausamen Mittelpunkt bildete…

***

Der Alte hat dich reingelegt!

Das war das erste, was mir einfiel, als ich aus der Bewußtlosigkeit erwachte.

Trotzdem ging es mir nicht gut. Ich wußte nicht, welches Gift

verwendet worden war. Es zeigte auch jetzt noch seine Nachwirkungen. Lähmungserscheinungen am ganzen Körper.

Wo ich lag, war mir nicht bekannt. Zwar umgab mich Dunkelheit, aber etwas von einer grauen Helligkeit fiel dennoch in dieses Verlies, und zwar von der Seite her.

Dort schaute ich hin. Es gelang mir gut, weil ich auf der Seite lag.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, bis ich meinen Blick besser unter Kontrolle bekam und entdeckte, daß sich die Wand dort tatsächlich bewegte. Sie schlug leichte Wellen.

Mauern können keine Wellen schlagen, demnach mußte es sich bei diesem Vorgang um etwas anderes handeln. Vielleicht war es ein Ausgang, möglicherweise lag dort eine Tür oder ein Vorhang, dessen Falten sich im Luftzug bewegten.

Jedenfalls empfand ich dies so lange als Hohn, wie ich auf dieser Pritsche lag und mich nicht bewegen konnte, weil das verdammte Gift meinen Körper gelähmt hatte.

Nicht einmal den Arm konnte ich ausstrecken, alles war schwer geworden, als hätte mir jemand Blei in die Adern gepumpt.

Automatisch stellte ich mir das Gesicht Hito Tawashis vor, sah dabei sein Grinsen, sein mokantes Lächeln, das jeden finsteren Gedanken, den er hinter der Stirn aufflackern ließ, verbarg.

Wie sollte ich aus dieser Lage wieder herauskommen?

Natürlich nur mit eigener Kraft, und deshalb versuchte ich es zum wiederholten Male, mich von der Pritsche zu rollen, um dorthin zu gehen, wo das Licht durch den Vorhang sickerte.

Es war nicht möglich.

Das Gift hatte mich zu sehr geschwächt. Ich kam mir vor wie ein Fisch, den man an Land geworfen hatte…

Zum Glück funktionierte mein Gedankenapparat. Ich rechnete mir aus, was die andere Seite mit mir anstellen würde. Zeugen konnte Hito nicht gebrauchen. Ich war einer, also würde er mich auf irgendeine Art und Weise ausschalten.

Es gab da einige Methoden, die mir überhaupt nicht gefielen. Er hatte bei meiner ersten Überrumpelung mit Gift gearbeitet, aus welchem Grunde sollte er bei einer endgültigen Entscheidung auf andere Dinge ausweichen.

Bis dahin wollte ich weg sein.

Der Schweiß strömte mir aus allen Poren. Mein Herz schlug schneller als gewöhnlich. Es hatte schwer zu pumpen, es kämpfte gegen das andere in meinem Körper an, wollte versuchen, meinen Kreislauf wieder zu normalisieren, was ungemein schwer war, denn noch herrschte das Gift vor.

Manchmal hörte ich ein Brausen in meinen Ohren, das sich wie durch einen Schalltrichter verstärkte. Dann wieder dachte ich völlig

klar und hatte meine Sinne wieder voll unter Kontrolle.
Sie nahmen etwas wahr…
Da wehte ein Geruch durch den Raum, den ich überhaupt nicht mochte. Eklig war er.
Leichengeruch…
Oft genug hatte ich gegen Zombies und ähnliche Geschöpfe gekämpft, um zu wissen, daß ich keiner Täuschung erlegen war. Es war ein penetranter Leichengeruch, dessen Intensität gleich blieb und sich weder zum Positiven noch zum Negativen hin veränderte.
Wer lauerte hinter dem Vorhang?
Standen dort meine Killer schon bereit? Warteten Zombies darauf, mich zerfleischen zu können?
Bei dieser Vorstellung lief ein Schauer über meinen Körper. Zombies waren gefährlich, aber ich hatte ihnen bisher immer Paroli bieten können, weil ich mich wehrte.
Diesmal würde ich es nicht schaffen.
Man hatte mir meine Waffen abgenommen, mich sogar entkleidet, denn ich trug nur meine dunkelblaue Unterhose.
Als mir dieser Gedanke kam, fühlte ich es kalt den Rücken hinabrieseln. Nur mit dieser Hose bekleidet war ich irgendwie wehrlos, fand nicht mehr den richtigen Drive oder Mumm und wußte mich umzingelt von irgendwelchen Feinden, die nur darauf warteten, michtöten zu können.
Noch sah ich sie nicht, aber sie kamen, denn ich vernahm Schritte.
Der Vorhang am Ausgang meines Verlieses dämpfte sie nur schwach, ich hörte auch Stimmen, die mir unbekannt waren, aber in einem sehr befehlenden Ton redeten.
Außerdem sprachen nur Frauen.
Vielleicht Geishas?
Jemand redete von einer Überraschung, die eine andere Person erleben sollte, wenn sie in das Verlies schaute.
Und ich konnte mich noch immer so gut wie gar nicht bewegen.
In Strömen lief der Schweiß über meine Wangen. Das Innere meines Körpers entflammte in einer unnatürlichen Hitze, die so stark war, daß ich das Gefühl bekam, meine Haut würde allmählich aufquellen, dann kochen, um anschließend zu verbrennen.
Dieses verfluchte Gift legte noch einmal zu. Selbst die Umrisse des Verlieses sah ich nicht mehr so klar wie noch vor Sekunden. Sie begannen sich zu bewegen und wallten von einer Seite auf die andere. Ebenso wie der Vorhang.
Aber der bewegte sich tatsächlich. Er war mit einem heftigen Ruck aufgezogen worden.
Im gleichen Augenblick fiel ein Streifen Licht in mein Verlies. Er war so breit, daß es ihm gelang, mein Gefängnis voll auszufüllen und ich

auch die Personen erkennen konnte, die vor dem offenen Vorhang standen.

Es waren fünf.

Vier Geishas und eine Nackte!

Die nackte Person kannte ich sehr gut. Wegen ihr war ich überhaupt in diese verzweifelte Lage hineingeraten. Sie stand für einen Moment regungslos, starrte mich an, ihr Ausdruck veränderte sich, zeigte Staunen und Entsetzen gleichzeitig, und sie flüsterte voller Verzweiflung meinen Namen.

Gleichzeitig hob hinter ihr eine der vier Geishas den rechten Arm.

Etwas Langes stach aus ihrer Faust.

Kein Messer, eher ein nadelähnlicher Gegenstand, mit dem sie blitzschnell zustach.

Ein Volltreffer erwischte Shao im Nacken.

Durch den entblößten Körper lief ein Zucken. Noch in der gleichen Sekunde veränderte sich der Gesichtsausdruck bei der Chinesin. Er wurde ebenso starr wie ihr Körper, und ich sah, daß Shao steif wie ein Brett nach vorn kippte. Sie wäre voll auf den Boden geschlagen, hätten zwei Geishas nicht zugegriffen und sie gestützt. So ließen sie Shao allmählich zu Boden sinken und schleiften sie zur Seite, damit der Eingang frei wurde.

Jetzt hatten sie freie Bahn.

Sie schauten mich an, ich sie.

Noch ein Stück weiter wurde der Vorhang geöffnet. Aus dem Gang fiel der breite Lichtbalken, erfaßte auch mich und ließ mich blinzeln, weil ich die Helligkeit nicht mehr so gewohnt war.

Vier Frauen standen in meinem Verlies. Vier Feindinnen. Sie schauten mich so kalt und gnadenlos an, daß ich mir keinerlei Illusionen machte. Sie waren es, die Hito geschickt hatte, um mich zu töten.

Und sie kamen näher…

Ich fühlte mich so hilflos, so matt, so gedemütigt. Außerdem spürte ich den Hauch des Bösen, der von ihnen ausging.

Man konnte dies nicht beweisen, es war einfach das Gefühl, das so reagierte. Ich hatte das schon einmal erlebt, als ich gegen vier Vampir-Witwen kämpfte, die mich in einen Sarg gesteckt hatten.

Hier war es ähnlich…

Sie kamen und wollten meinen Tod.

Dabei wurden sie von dem widerlichen Leichengeruch begleitet, der seine Quelle aber nicht in ihnen hatte, sondern aus dem Gang durch den offenen Durchgang wehte.

Irgendwo in für mich nicht sichtbarer Ferne mußte etwas Schreckliches sein, das ich sicherlich noch kennenlernen würde.

In den Gesichtern regte sich nichts. Beim ersten Hinsehen hätte man

sie als helle Masken bezeichnen können, denn sie waren weiß geschminkt worden. Ein häßliches Weiß, auf mich machte es einen abweisenden, kalten Eindruck. Die Lippen fielen kaum auf, weil sie nicht nachgezogen waren. Anders die bunten Gewänder, kimonoähnliche Kleidungsstücke, die im glatten Kontrast zu den lackschwarzen Haaren standen, welche wiederum sorgfältig frisiert und durch Nadeln festgesteckt waren.

Nadeln, wie sie die Geishas auch in ihren Händen trugen. Gefährliche Gegenstände von einer knochenartigen Farbe, in der Form ähnelten sie Stricknadeln, besaßen aber keine Spitze.

Diese Gegenstände gefielen mir überhaupt nicht. Es war leicht vorstellbar, daß sie auch als Mordinstrumente zweckentfremdet werden konnten.

Die vier mußten einen kleinen Bogen schlagen, um die Pritsche zu erreichen, auf der ich lag. Sie blieben vor mir stehen, senkten die Köpfe und starrten mich an.

Ich hätte viel dafür gegeben, ihre Gedanken zu erfahren. Aber sie verrieten nichts. Die Geishas blieben stumm, nur ihre abschätzenden Blicke sprachen Bände. Sie taxierten mich, und ich bekam das kalte Gefühl, das sich immer bei mir kurz vor einer Entscheidung einstellt.

Wahrscheinlich suchten sie schon die Stellen an meinem Körper aus, in die sie die Nadeln stoßen konnten.

Weder die vier noch ich hatten miteinander gesprochen. Nur Shao hatte meinen Namen gerufen, die anderen hielten sich zurück.

Deshalb wollte ich von ihnen etwas wissen.

Zwar tobte nach wie vor das Gift in meinem Körper, aber reden konnte ich, wenn auch krächzend.

»Okay«, sagte ich. »Ihr habt mir eure Stärke bewiesen. Was wollt ihr von mir?«

»Dich töten.«

Sie antworteten im Chor. Eine Stimme hörte sich ebenso an wie die andere. Da gab es überhaupt keine Unterschiede.

»Hat euch Hito den Befehl gegeben?«

»Nein.«

»Wer dann?«

»Wir tun es für Amaterasu. Sie will es so. Ihre Feinde müssen aus der Welt geschafft werden.«

Diese Antwort hatte mich so überrascht, daß ich lachen mußte.

Dann mußte ich mir sagen lassen, daß sich das Lachen für einen Todeskandidaten nicht geziemt.

»Ihr seid auf dem Holzweg«, sagte ich. »Nicht Amaterasu, die Sonnengöttin, will meinen Tod. Sie steht auf meiner Seite…«

»Wir wollen sie befreien.«

»Ich auch!«

»Aber wir kennen den Weg!«

Ich vergaß meine eigene Lage und war gespannt darauf, ob sie ihn mir auch erklären würden. Sie hielten sich nicht zurück, und ich erfuhr voller Staunen von ihrem wahnsinnigen Plan.

Sie wollten tatsächlich Shao gegen Amaterasu austauschen und Susanoo noch weitere Opfer darbringen, um ihn gütig zu stimmen.

Am liebsten wäre ich im Boden versunken. So aber schüttelte ich nur den Kopf und hauchte: »Das klappt nie, hört ihr? Niemals wird das gelingen. Ein Wesen wie Amaterasu läßt sich einfach nicht zu Dingen zwingen, die ihm zuwider sind.« Ich mußte mich räuspern, um weitersprechen zu können. »Außerdem wird sie erst freikommen, wenn sie ihren Fächer besitzt. So steht es geschrieben, so sind die Gesetze formuliert worden.«

»Das wissen wir.«

»Gut, gut«, sagte ich. »Weshalb geht ihr dann den Weg des Wahnsinns? Die Sonnengöttin wird euch niemals als ihre Dienerinnen anerkennen. Dafür kenne ich sie zu gut.«

»Wir geben ihm Shao!«

»Sie ist nicht mit der Sonnengöttin zu vergleichen. Shao ist ein Mensch, sie besitzt längst nicht die Kräfte wie eine Amaterasu.«

»Aber sie ist die letzte in der Ahnenkette. Wenn Susanoo sie als Opfer annimmt, braucht er von dieser Seite mit keiner Gefahr mehr zu rechnen. So denken wir.«

»Dann denkt ihr falsch!«

»Das sagen alle Feinde, die uns nicht glauben wollen. Auch du bist ein Feind, und Feinde werden von uns vernichtet, das weißt du sicherlich auch, Sinclair.«

»Ja.«

»Wir haben dich entkleidet, wir wissen, wer du bist. Wir haben dir deine Waffen abgenommen, wir wollten dich wehrlos, als ein Opfer für ihn, unseren Wächter.«

»Und wer ist das?«

»Ein Ghoul!«

Ich reagierte nicht, denn die Antwort war so überraschend nicht gewesen, wenn ich an den widerlichen Leichengeruch dachte. Zombies strömten ihn aus, wenn sie lange genug in den Gräbern gelegen hatten. Aber auch Ghouls kamen dafür in Frage, sogar eher als Zombies, denn diese widerlichsten aller Dämonen waren dafür bekannt, daß sie sich von Leichen ernährten.

Erst töteten sie ihre Opfer, dann…

Jetzt spürte ich doch die Furcht, die mich umklammert hielt. Eine erste Gänsehaut zog über meinen Körper. Ich merkte, wie der Hals trocken wurde, er kam mir vor wie ein Wüstenwadi, und die nächste Frage kam automatisch über meine Lippen.

»Was hat ein Ghoul mit Amaterasu zu tun?«

»Nichts oder fast nichts. Aber wir kennen jemanden, der diesen Ghoul aus Japan mitgebracht hat, um sich von ihm schützen zu lassen.«

»Tawashi?« fragte ich.

»Ja.«

»Dieser Ghoul gehört ihm, er gehorcht ihm, er ist sein Wächter…«

»Und er brauchte Opfer«, vollendete ich.

»Auch das.«

»Hat er welche bekommen?« fragte ich sofort.

Da lächelten sie wie auf Kommando. »Würde er sonst noch leben? Es gibt Mädchen, die in unsere Schule kamen und plötzlich nicht mehr mitmachen wollten. Sie hatten sich etwas anderes vorgestellt. Auf sie wartete der Ghoul. Für alle Ewigkeiten sind sie verschwunden. Erst vor kurzem noch wollte uns eine Schwierigkeiten bereiten, die eigentlich zu unserer Rasse gehörte. Sie hieß Queeny. Der Ghoul hat sich sehr gefreut, er…«

»Es reicht!«

Die vier Geishas verneigten sich spöttisch. Dennoch gaben sie mir eine Antwort. »Das nächste Opfer wird keine weibliche Person sein, sondern eine männliche. Nämlich du!«

Es wäre von mir vermessen gewesen, an ihren Worten und Erklärungen zu zweifeln. Deshalb glaubte ich ihnen auch jedes Wort. Sie würden mich dem Ghoul zum Fraß vorwerfen.

Ein Mensch, der sich gegen dieses Monstrum nicht wehren konnte, der praktisch nackt war und nicht einmal seine Arme so bewegen konnte, um Angriffe der vier Geishas abzublocken.

Aus ihren kalten Augen starrten sie mich sezierend an. Sie suchten wohl eine Stelle an meinem Körper, wo ich am meisten verwundbar war, und wieder stieg die Bitterkeit in mir hoch.

»Mach dich bereit zum Sterben!« forderten sie mich auf und steckten ihre Nadeln wieder in die Haarballen zurück.

Diese Waffen benötigten sie nicht mehr, ich war nach wie vor schlapp, wehrlos.

Weder die Beretta noch mein Kreuz hatte man mir gelassen, und so konnte ich meinem Schicksal nicht mehr entgehen.

Es wirkte auf mich beinahe höflich, wie sie sich verbeugten. Als wollten sie sich für irgend etwas entschuldigen, aber hinter diesen Bewegungen steckte der Wille, sich durch nichts aufhalten zu lassen.

Acht Hände spürte ich auf meiner nackten Haut. Sie kamen mir kalt vor, als hätten sie in Eis gesteckt.

Zwei Geishas umklammerten meine Beine, die anderen beiden hoben mich an den Schultern in die Höhe, so daß ich schon sehr schnell über der Pritsche schwebte.

In ihrer Heimatsprache zischten sich die Frauen Befehle zu und drehten mich herum, damit sie mit mir in Richtung Tür gehen konnten. Noch immer war ich viel zu schwach. Ich hing in ihren Griffen regelrecht durch. Zwar fühlte ich mich besser als vor einigen Minuten, war aber längst nicht in der Lage, den Kampf gegen sie aufzunehmen.

Und so verließen wir den Raum.

Durch die Öffnung waren wir geschritten, erreichten einen Gang undwandten uns dort nach rechts.

Es war mir gelungen, einen letzten Blick auf Shao zu werfen. Die Chinesin lag dort wie tot auf dem Boden. Nichts an ihr wies darauf hin, daß sie in den folgenden Sekunden erwachen würde, um mir zur Seite stehen zu können.

Im Gang nahm der Gestank zu. Atemberaubend wehte er mir entgegen, ich hatte das Gefühl, von einem Nebel getroffen und eingehüllt zu sein, so furchtbar war alles.

Wir schritten der Helligkeit entgegen. An den Füßen und unter den Armen umklammerten mich die harten Finger der vier Frauen.

Ich wunderte mich darüber, wie fest sie zupacken konnten.

Wir verließen den Gang.

Und dann drehten sie mich plötzlich so herum, daß ich in den Raum blicken konnte, der vor uns lag.

Er war ziemlich groß und leer. Die Wände sahen mir unnatürlich dünn und durchlässig aus. Typisch japanisch, wo Innenmauern oft aus dünnem Holz oder sogar aufgespanntem Pergament gefertigt waren.

Hinter den Wänden brannten Lichter, deren Schein auch durchdrang und das Bassin in der Mitte des Raumes erreichte, in dem eine dunklere Flüssigkeit schwappte.

Sie mußte eine grünliche Farbe haben, so genau war das für mich nicht zu erkennen. Dafür sah ich das andere um so besser.

Zwei hohe, schleimige Arme schoben sich aus der ebenfalls schleimig wirkenden Flüssigkeit. Wenn das der Ghoul war – und daran bestand kein Zweifel –, hatte ich es mit einem gewaltigen Monstrum zu tun.

Meine Chancen sanken noch mehr.

»Das ist er!« flüsterten die Geishas. »Das ist der Ghoul, der auf dich wartet und dich verschlingen wird, nachdem du in der Brühe erstickt bist…«

***

Suko starrte durch das Gitter nach unten und sah vier Frauen, die seinen Freund John Sinclair umklammert hielten, um ihn in die Arme des im Bassin lauernden Monstrums zu schleudern.

Er wollte und mußte helfen.

Aber wie?

Das Gitter saß fest im Boden. Selbst Herkules hätte mit ihm seine Schwierigkeiten gehabt, das sah Suko völlig ein. Er unternahm noch den Versuch, es aus der Fassung zu reißen, ohne Erfolg.

Inzwischen liefen die vier Geishas mit John Sinclair weiter. Sie hielten ihn an Schultern und Beinen. Ihr Ziel war das Bassin, aus dem die beiden Schleimarme ragten, und Suko brauchte nicht erst groß nachzudenken, was sie mit ihm vorhatten.

Er schätzte die Tiefe ab.

Allzu weit war er nicht entfernt. Nur konnte er nicht springen, da das Gitter dazwischen saß. Demnach sah sich Suko gezwungen, einen normalen Weg zu finden, den über eine Treppe.

Hoffentlich reichte die Zeit.

Mit einem gewaltigen Sprung setzte er über das Gitter hinweg, lief einige Yards weiter, erreichte eine Tür, zog sie auf und suchte weitere Stufen, denn die Treppe lief in einer normalen Führung nicht mehr weiter. Suko gelangte in einen kleinen Raum, in dem sich keine Einrichtung befand. Dafür sah er eine Schiebetür. Sie wollte er noch aufdrücken, bevor er sich in eine andere Richtung wandte.

Die rechte Hälfte schleuderte er weg. Glatter Parkettboden breitete sich vor ihm aus, der sogar an der Decke entlanglief. Schuld daran war der große Spiegel unter der Decke.

Er blieb nicht der einzige. Nach zwei Schritten blieb Suko stehen, da er sich einem wahren Spiegellabyrinth gegenübersah. An allen Wänden standen die Spiegel vor wie kleine, spitzwinklig zu laufende Mauerkanten. Und jeder Spiegel besaß zwei Hälften, die innerhalb eines Winkels von fast 90 Grad aufeinander zuliefen und einen Gegenstand in zahlreichen Erscheinungsformen wiedergaben, denn die Flächen der Spiegel waren nicht glatt, sondern konvex oder konkav gewölbt.

Zerrspiegel also…

Suko sah sich mal dünn, auch dick, dann wieder lang und in einem anderen Spiegel wie eine breite Qualle.

Er sah auch den Japaner.

Wo Hito Tawashi genau stand, war nicht zu erkennen. Suko sah den Mann, der ihn ebenfalls sehen mußte, und er erkannte, daß der dürre Japaner mit einer Maschinenpistole bewaffnet war, um deren Abzug sich ein langer Zeigefinger krümmte.

Tawashi hatte sich umgezogen. Er trug ein schwarzes Gewand, das seinem Körper eine dreieckige Form gab. Auf der Vorderseite des Stoffs glänzte wie angestrichen das gelbe Rund der Sonne.

Tawashi kicherte.

Für Suko eine Warnung.

Er warf sich zu Boden, denn im gleichen Augenblick hämmerte die Maschinenpistole los…

***

Wir näherten uns immer mehr dem verdammten Bassin!

Für mich wurde die Lage allmählich kritisch. Noch hatte ich den Körper des Ghouls nicht gesehen, er befand sich unter der Schleimoberfläche, aber ich konnte mir vorstellen, daß er ein gewaltiges Maul besaß. Es mußte einfach zu seinen Armen passen.

Die vier Geishas freuten sich. Sie waren gewissermaßen in ihrem Element. Endlich konnten sie beweisen, wie dankbar sie ihrem Herrn und Meister Tawashi waren.

Ihr Griff hatte sich nicht gelockert. Verändert zeigten sich nur die Gesichter. Nach wie vor schimmerten sie weiß, aber die letzte Spannung vor dem entscheidenden Schritt war aus ihren Zügen nicht mehr herauszubekommen.

Ich roch ihren Atem, der über mein Gesicht strich. Auch er kam mir schon faulig vor, wie die gesamte Luft, die nach Leichen und Verwesung stank. Dafür zeigte sich einzig und allein der Ghoul verantwortlich.

Meine Grundhaltung war nicht verändert worden. Nach wie vor hing ich in den Klammergriffen der vier Geishas, aber mir war es gelungen, einen Arm über die Schulter der Person rechts von mir zu legen. Und ich stellte dabei fest, daß ich die Finger bewegen konnte.

Die Wirkung des verdammten Gifts ließ allmählich nach.

Das war auch gut so, denn wir hatten nur noch wenige Schritte zu laufen. Irgend etwas mußte in den nächsten Sekunden passieren, sonst war ich tatsächlich verloren.

Ich würgte die mich umklammernde Angst runter. Nur nicht aufgeben, nur nicht die Nerven verlieren, so hieß das Gebot der Minute.

Die Geishas hatten ihren Spaß. Sie sprachen davon, was der Ghoul alles mit mir anstellen würde, wenn sie mich mit einem Schwung in den Schleim geschleudert hatten.

Das gefiel mir überhaupt nicht.

Die Frau dicht neben mir hatte ihren Kopf so weit gesenkt, daß die im Haar steckende Nadel bei jeder ihrer Bewegungen gegen meinen Handrücken stieß.

Die Hände konnte ich wieder bewegen. Meine Konstitution war stärker gewesen als das Gift.

Die Idee war plötzlich da. So schnell, daß ich auch keine Zeit mehr besaß, die Chancen abzuwägen, denn nach zwei langen Schritten hatten wir den Gang des Bassins erreicht.

Ich drehte meine Hand und griff zu.

Plötzlich fühlte ich die Nadel zwischen meinen Fingern. Von diesem Moment an, bis zu dem heftigen Ruck, mit dem ich die Nadel hervorzog, war es nur ein kurzer Augenblick.

Jetzt hatte ich sie.

Die Frau merkte noch nichts, erst einen Lidschlag später bekam sie die veränderte Lage voll mit.

Da hatte ich schon zugestochen!

Zwischen Ohr und Kinn drang die Nadelspitze in das Fleisch, und sie mußte einfach mit irgendeinem mir unbekannten Gift präpariert worden sein, sonst hätte die Geisha nicht so überscharf reagiert.

Sie ließ mich los, als bestünde mein Körper nur mehr aus giftigen Stacheln. Dabei schrie sie auf, und durch die plötzliche einseitige Belastung wurden auch die anderen Geishas überrascht. Vor allen Dingen die, die mich noch an der zweiten Schulter festhielt.

Auch sie ließ los.

Ich prallte zu Boden. Zum Glück hatte ich den Kopf eingezogen, sonst wäre ich voll mit dem Schädel auf die harte Unterlage geknallt. So hielt sich der Aufprall in Grenzen.

Das Glück kam mir zu Hilfe, denn auch die beiden anderen Geishas hielten meine Füße nicht mehr fest. Sie rutschten aus ihren Griffen. Ich lag frei auf dem Boden, konnte mich sogar herumrollen und bekam mit, was in der Folgezeit geschah.

Für die von mir mit der Nadel getroffene Geisha wurde es einfach schrecklich.

Der Schock und das Wissen um die Reaktion des Gifts hatten sie nach hinten taumeln lassen.

Da befand sich das Bassin!

Sie wußte es bestimmt, aber sie dachte nicht mehr daran. Ich sah Blut aus der Wunde quellen und über die allmählich auslaufende Schminke am Hals laufen.

Die anderen drei wollten ihr beistehen. Sie sahen das Unglück kommen, mich hatten sie dabei vergessen, aber helfen konnten sie der vierten Geisha auch nicht.

Es war einfach zu spät. Das Vorspringen reichte nicht mehr, denn die von mir getroffene Frau ging genau in dem Augenblick den letzten, alles entscheidenden Schritt zurück.

Sie trat ins Leere.

Plötzlich schwebte sie für den Bruchteil einer Sekunde in der Luft.

In der Haltung über dem Becken schien sie regelrecht erstarrt zu sein, und sie befand sich schon auf der Kippe nach hinten.

Dann fiel sie.

Ein verzweifelter Schrei löste sich aus ihrem Mund, während ich mich mühsam zur Seite rollte, und die Geisha in dem Bassin verschwand.

Ich hörte das Platschen. Dieser satte Laut machte mir bewußt, daß die Frau nicht in normales Wasser gefallen war.

Ihre drei Freundinnen waren vorgelaufen und hatten am Rand des

Beckens abgestoppt.
Sie besaßen eine bessere Sicht als ich, der ich auf dem Boden lag und noch immer gegen die Schwäche ankämpfte. Für mich waren die drei Personen gut zu sehen, und sie zuckten gemeinsam zurück, als hätten sie etwas Schreckliches gesehen.
Das war auch der Fall.
Der Ghoul hatte zugeschnappt.
Zuerst kam die Welle, schwappte gegen den Rand und fast über.
Dann kam das Monstrum selbst. Nicht nur die Pranken waren zu sehen, auch sein widerlicher, aufgeblasen wirkender Oberkörper, ein wahrer Berg aus Schleim, zudem quallig, und seine breiten Hände schlugen wie dicke Hämmer nach unten.
Sie holten sich die Geisha.
Ich sah nicht, was passierte, aber ich kannte die Tricks und die Gemeinheiten der Ghouls. Mir brauchte niemand etwas zu sagen.
Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten, weil die Geräusche fürchterlich waren, die ich zu hören bekam.
Nur mit meiner Hose bekleidet, lag ich auf dem Fliesenboden.
Noch immer schlapp und kaum in der Lage, kämpfen zu können.
Ich hatte meine Arme ausgestreckt, die Hände auf den Boden gedrückt und versuchte, mich in die Höhe zu stemmen.
Schüttelfrost durchlief meinen Körper, während sich neben mir im Bassin fürchterliche Dinge abspielen mußten, die ich bisher nur hörte und zum Glück nicht sah.
Die Geisha war nicht mehr zu retten. Da reagierte der Ghoul gnadenlos, wie es eben zur Art dieser Dämonen gehörte.
Aber drei andere gab es noch. Und sie wußten genau, wer sich für den Tod ihrer Freundin verantwortlich gezeigt hatte.
Nämlich ich!
Dafür wollten sie sich rächen.
Ich sah ihre Drehung. Es ging synchron, wirkte wie abgesprochen und auch ziemlich eindrucksvoll.
Plötzlich wurde es mir eng im Hals, denn sie standen vor mir, und ihre verdammten Waffenspitzen wiesen auf mich wie eine stumme, gefährliche Drohung. Sie würden mich aufspießen, und das Gift würde mir keine Chance lassen.
Aber auch ich hatte die Nadel, und ich saß jetzt. Es war ein Witz, lächerlich, da ich kaum die Kraft besaß, mich in dieser Stellung zu halten. Schweiß rann über mein Gesicht, der Druck auf meiner Brust nahm zu, ich fühlte mich beengt. Jeder Atemzug schmerzte, aber ich wollte nicht aufgeben.
»Kommt her, verdammt! Kommt nur näher…!«
Und sie kamen.
Sie zitterten nicht, im Gegensatz zu mir, da über meinen Körper ein

Schüttelfrost jagte, bei dem sich Hitze- und Kälteschauer gegenseitig ablösten.

Vielleicht konnte ich noch eine mitnehmen, bevor sie mich in das Bassin warfen. Dann aber war Schluß. Die andere Seite mußte einfach gewinnen, und ich hörte hinter mir das Klatschen der trägen Flüssigkeit, wie sie in Wellen gegen den Rand des Bassins schlug.

Auch mich trafen sie. Der Gestank quälte sich in meine Atmungsorgane. Ich fühlte meinen Magen wieder ansteigen, mir wurde übel von dem Geruch, während die drei Geishas nur mehr einen Schritt entfernt waren.

Ich starrte auf die Spitzen der drei Nadeln, sie schauten gegen die meiner Waffe.

Sie stachen nicht zu, sie traten.

Und dies zur gleichen Zeit.

Damit hatte ich einfach nicht rechnen können. Ihre Füße »flogen« auf mich zu. Meine Reaktionen waren lahm, es gelang mir nicht einmal richtig, den Körper zur Seite zu drehen, da ich das Gefühl hatte, mich überhaupt nicht zu bewegen.

Dreimal bekam ich den Tritt mit.

Ich hörte noch ihr Schreien, als ich mich auf dem Weg nach hinten befand. Über den glatten Boden rutschte ich, sah als Letztes die drei verzerrten Gesichter und merkte dann, wie ich fiel und in die zähe Brühe eintauchte…

Das Hämmern der MPi kam Suko bekannt vor. Der Chinese wußte auch, wie gefährlich diese Bleigeschosse waren, er lag nicht nur am Boden, er rollte sich auch herum, hielt die Augen weit offen, um den sehen zu können, der die Waffe hielt und damit schoß.

Suko sah ihn mehrmals.

Er zeigte sich in zahlreichen Spiegeln, die normal, stets verzerrt, immer mit der schwarzen Maschinenpistole in der Hand, die er ebenso drehte wie seinen Körper, um die Kugelgarben zu streuen.

Auch Suko hatte die Beretta gezogen. Ziele besaß er genug, nur, wo befand sich das echte?

Er hatte keine Ahnung und hörte in das Hämmern der MPi auch ein klirrendes Splittern, als ein erster Spiegel getroffen und regelrechtzerblasen wurde, so daß die Scherbenstücke dem Inspektor wie ein glitzernder, gefährlicher Regen um die Ohren flogen.

Er feuerte zurück.

Einen Moment blieb er ruhig liegen, schoß auf drei Spiegel und opferte auch drei geweihte Silberkugeln.

Die Spiegel zerbrachen, und die verzerrten Bilder der Gestalten verschwanden, als hätte man sie weggeputzt, aber der echte Hito Tawashi befand sich nicht darunter.

Er hielt sein Feuer zurück. Dafür lachte er. »Ich bin noch da, du

elender Wurm. Ich warte auf dich, und ich kriege dich auch.«

Dem wollte Suko nicht widersprechen. Er hatte sich mit dem linken Knie auf den Boden gestützt. Das rechte Bein hielt er dabei nach hinten gestreckt, weil er aus dieser Position heraus so rasch starten konnte, wie es eben möglich war.

Vor ihm lagen die Scherben.

Ein glitzerndes Mosaik, ein Durcheinander von Splittern, das den Boden bedeckte, wobei sich in ihm selbst noch verzerrte Bilder abzeichneten.

Suko sah sich zum Teil, aber seinen Gegner konnte er nicht entdecken. Der hockte irgendwo. Er war selbst in der verbleibenden Spiegelfläche nicht mehr zu sehen.

Welche Möglichkeit blieb dem Inspektor?

Durch einen Glückstreffer den anderen zu erwischen? Das war ihm zu billig, außerdem hätte er da wirklich sehr viel Glück haben müssen. Ob das klappte, war fraglich.

Suko schielte auf die Tür.

Es war am besten, wenn er sich aus dieser Falle zurückzog. Das hatte nichts mit Angst zu tun, es gehörte einfach zur Taktik. Er konnte sich dann auf einen neuen Angriff einstellen.

Ein länglicher Gegenstand erschien in den Spiegeln, der dunkel schimmerte und aus Metall zu bestehen schien.

Der Lauf einer MPi!

Tawashi selbst war nicht zu sehen. Er hielt sich vornehm zurück.

Doch er hatte seine Waffe so weit vorgeschoben, daß er, wenn er sie drehte, den gesamten Raum damit abstreuen konnte.

Das wußte auch Suko.

Viel Zeit blieb ihm nicht mehr. Zudem dachte er an seinen Freund John Sinclair. Er mußte einfach alles auf eine Karte setzen und griff deshalb zu einer List.

Suko zog seinen Stab hervor. Wenn er das Wort Topar rief, blieb die Zeit für eine Spanne von fünf Sekunden stehen, in der sich all die nicht bewegen konnten, die das gerufene Wort hörten.

Nur der Träger des Stabes konnte agieren.

Suko wußte genau, welches Risiko er einging. Er mußte innerhalb der kurzen Zeitspanne den Japaner finden und außer Gefecht setzen.

Nicht töten!

Er rief das Wort genau in dem Augenblick, als sich der MPi-Lauf weiter nach vorn und leider auch in seine Richtung bewegte.

Suko war schneller.

»Topar!«

***

Ich oder der Ghoul!

Die Antwort auf diese Frage würde ich finden müssen, und ich wußte nicht, ob ich sie noch geben konnte, denn der Leichenfresser war mir an Kräften überlegen.

Im Augenblick stellte sich das Problem nicht, da er sich noch nicht mit mir beschäftigte. Ich tauchte in dieser Brühe dem Grund entgegen, der gar nicht mal so tief war. Meine ausgestreckten Hände fanden plötzlich Ziele. Zwischen meinen Fingern spürte ich etwas Längliches und auch Rundes.

Ohne es selbst zu sehen, wußte ich genau, um was es sich dabei handelte. Es waren Knochen von Opfern, die der verdammte Ghoul schon bekommen hatte.

Nur durch Zufall waren die Knochen zwischen meine Finger geraten. Ich ließ sie so rasch wie möglich fallen und schwamm an die Oberfläche. Vielleicht schaffte ich es trotz meines kraftlosen Zustandes, wieder aus dem Bassin zu klettern.

Da ich den Mund fest geschlossen hatte, war mir nichts von dieser verdammten und widerlichen Brühe in den Mund gelangt. Das mußte ein regelrechter Ghoulschleim sein, in dem sich dieses Monstrum suhlte. Allein der Gedanke daran trieb mir schon den Magen in die Höhe.

Ich tauchte auf.

Kaum hatte ich den Kopf über »Wasser«, holte ich Luft und öffnete auch die Augen.

Zum Glück rann der ganze Schleim an meinen Pupillen vorbei, und ich schleuderte zunächst die verklebten Haare zurück, wobei sich allmählich mein Sichtfeld klärte.

Zum Glück hatte ich wieder etwas mehr Kraft bekommen und konnte mich dementsprechend bewegen. Durch Schwimmbewegungen hielt ich mich an der Schleimfläche obenauf und brauchte nur einen kurzen Blick schräg nach links zu werfen, um sie zu sehen.

Die Geishas umstanden das Bassin. Sie wollten meinen Tod, schleuderten mir Worte in ihrer Heimatsprache entgegen, die ich nicht verstand, dafür den Haß hervorhörte, der sie begleitete.

Die Geishas waren zunächst uninteressant. Für mich zählte der Ghoul. Und der bewegte sich wie ein träges Monster aus dem verdammten Schleim hervor. Von der Geisha, die zu einem Opfer geworden war, sah ich nichts mehr. Ich kannte zudem die Methoden der Ghouls. Zuerst töteten sie ihr Opfer. Was sie anschließend mit ihnen machten, nun ja, die von mir gefundenen Knochen sprachen für sich.

Ich schaute ihn an.

Ein Monsterghoul, ein wahrer Schleimberg. Wahrscheinlich gehörte das gesamte Zeug, in dem ich mich befand, ebenfalls noch zu seinem widerlichen Körper, so daß beides eine Einheit bildete.

Dieser Gedanke zuckte nur flüchtig durch mein Hirn. Für mich zählte der riesige Ghoul, der vor mir stand.
Er zeigte sich ganz!
Ich sah sein Maul, eine Öffnung im Schleim, die zahnerfüllt war, wobei zwischen den Reihen noch lange Fäden hingen, die gelblich weiß schimmerten.
Klein wie ein Zwerg kam ich mir vor, als ich zurückging. Es blieb nur die Möglichkeit, aus dem Bassin zu klettern, aber das würden die Geishas zu verhüten wissen.
Zudem waren meine Bewegungen zeitlupenhaft und auch mehr als träge, als ich mich nach hinten drückte und schon sah, wie sich die drei Frauen am Rand des Beckens verteilten.
Sie gingen in die Hocke, ihre Nadeln zeigten auf mich. Die weißgeschminkten Gesichter waren häßliche Larven, und aus ihren weit geöffneten Augen sprach die Lust zum Töten.
Falls es der Ghoul nicht schaffte.
Darauf wies allerdings nichts hin, denn der massige Schleimkloß bewegte sich auf mich zu.
Er produzierte eine erste Welle, die gegen mich schwappte und mich ins Schaukeln brachte.
Das Bassin war nicht tief. Ich stand mit beiden Füßen auf dem Boden und konnte die Welle sogar ausgleichen. Nur war es mir noch nie passiert, daß ich einem Ghoul waffenlos gegenüberstand.
Mit bloßen Händen mußte ich mich gegen ihn verteidigen.
Da war die Chance gleich Null.
»Friß ihn!«
Drei Geishas hatten gerufen, und es hörte sich an wie ein gewaltigeraus nur einer Kehle.
Der Ghoul gehorchte.
Er ließ sich fallen, sein Maul öffnete sich noch weiter, und ich bekam eine höllische Furcht…

***

Fünf Sekunden nur, dann mußte Suko seinen Gegner gefunden und ausgeschaltet haben.
Es kam ihm zugute, daß einige Spiegel zerschossen worden waren, so brauchte er nur die Hälfte zu untersuchen und nahm sich den ersten vor. Eigentlich waren es zwei winklig aufeinander zuführende Hälften, in die der Inspektor kurzerhand hineintrat, so daß die Spiegelhälften sich in einen Regen aus Splittern verwandelten und nach allen Seiten wegflogen.
Leer!
Sofort wirbelte Suko herum.
Er wußte nicht, wie viele Sekunden ihm noch blieben, auf jeden Fall

verwandelte er sich in einen Schatten, so schnell war er, als er durch den Raum huschte.

Auch den nächsten Spiegel zerstörte er, der übernächste mußte einen Schlag mit der Beretta hinnehmen. Er zerbrach ebenfalls in einem wahren Glitzerregen, dann drehte sich Suko. Er trat zu und vernahm einen irren Schrei, denn exakt in diesem Moment war die Zeitspanne abgelaufen.

Mit dem Tritt hatte Suko nicht nur eine Spiegelfläche erwischt, auch den danebensitzenden Hito Tawashi, der aus seiner Erstarrung erwacht war und hatte schießen wollen.

Das schaffte er nicht mehr. Sukos Treffer wuchtete ihn nach hinten. Der Fuß war genau auf die blanke Sonne gezielt worden und hatte auch voll getroffen.

Tawashi überkugelte sich. Auch die MPi geriet aus der Richtung.

Sogar mit dem Lauf schlug er noch gegen seine Stirn, und Suko machte es jetzt hart. Dieser Mann hatte ihn töten wollen. Dafür bekam er die Quittung.

Der nächste Fußtritt erwischte die Unterarme des Japaners, so daß dieser nicht mehr in der Lage war, seine Waffe zu halten. Er konnte noch zusehen, wie sie wegflog, danach wurde sein Gesichtsfeld durch Sukos Faust eingenommen.

Sie erinnerte an einen Vorschlaghammer, der waagerecht geführt wurde und auch traf.

Hito Tawashi, der Mörder, erzitterte unter dem Volltreffer auf seiner Kinnspitze. Der Zustand dauerte nicht sehr lange an, denn schon eine halbe Sekunde später war alles vorbei.

Da streckte er sich und blieb liegen.

Bewußtlos, erledigt…

Suko hatte seinen Auftrag erfüllt, richtete sich auf, rieb seine Faust, und auf seinem Gesicht zuckte es, denn ihm fiel ein, daß er einen Fehler gemacht hatte.

Er hätte sich nicht zu dieser Aktion hinreißen lassen und dem Japaner statt dessen einige Fragen stellen sollen, die Shao und deren Entführung betrafen. Jetzt war es zu spät. Suko drehte sich um. Er wollte ans Gitter und noch einen Blick in die Tiefe werfen. Beim erstenmal hatte er erkannt, in welch einer Lage sich sein Freund John befand.

Und die konnte sich nur verschlechtert haben.

Er schaute hinunter und zuckte zurück, denn etwas drang aus der Tiefe und blendete ihn so stark, daß er fast blind wurde…

***

Man hatte Shao mit der Giftnadel berührt und sie aus dem Verkehr gezogen. Jetzt lag sie auf dem Boden des Verlieses. Erledigt,

ohnmächtig, ohne Reaktion, so hätte es eigentlich sein müssen, bis auf eine Kleinigkeit, die allerdings sehr wichtig war.

Shao war ein normaler Mensch, eine völlig normale Frau, aber sie stammte von der Sonnengöttin Amaterasu ab.

Obwohl sie zur Rasse der Chinesen gehörte und Amaterasu zur japanischen Mythologie zählte, hatten sich diese Stammbäume innerhalb der vergangenen Jahrhunderte miteinander vermischt. Es war zu anderen Konstellationen gekommen, die Shao selbst nicht überblickte, aber die Tatsache ihrer Erbmutter war geblieben.

Und Amaterasu lebte.

Sie existierte, sie vegetierte im Dunklen Reich, in das sie ihr Bruder Susanoo verbannt hatte, aber sie war trotz ihrer Gefangenschaft nicht eigentlich völlig wehrlos.

Irgendwo in ihrem Innern besaß sie eine gewaltige Kraft, der auch Zeiten und Dimensionen nicht widerstehen konnten. Und diese Kraft besaß in der Gegenwart einen Anlaufpunkt.

Der hieß Shao!

Durch sie, die letzte in der langen Ahnenkette, gelang es der Sonnengöttin, in die Gegenwart hineinzutauchen und sich in Dingeeinzumischen, die dort abliefen.

Wieder einmal waren es Vorgänge, die Amaterasu auf keinen Fall billigen konnte. Sie mußte eingreifen, denn sie hatte in ihrer Verbannung gemerkt, daß sie etwas richtigstellen mußte.

Es gab einen Weg.

Den über Shao!

Aber die lag bewußtlos in der Kammer, ihre körperlichen Funktionen auf ein Minimum reduziert.

Amaterasu versuchte es trotzdem!

Plötzlich war der Kontakt da. Und auch Shao spürte ihn. Beinahe schmerzlich wurde er hergestellt, denn die Verbindung zwischen ihr und der Sonnengöttin stach wie ein dünner Laserstrahl in ihr Bewußtsein.

Das Gift wurde eliminiert.

Shao richtete sich auf.

Es bereitete ihr keine Schwierigkeiten, sich aufzusetzen. Im ersten Moment, schaute sie sich wirr um, bis sie die ferne Stimme vernahm, die leise, aber dennoch intensiv auf sie einredete.

»Ich, die Sonnengöttin Amaterasu, will nicht und kann es nicht zulassen, daß in meinem Namen Unrecht geschieht. Man hat mich in das Dunkle Reich verbannt, ich warte darauf, den Fächer zurückzubekommen, aber ich werde nicht untätig sein, denn du bist es, die meine Belange in der Gegenwart vertreten soll. Geh hin und zerstöre sie! Es darf nicht dazu kommen, daß Menschen in meinem Namen sterben. Zuviel ist schon geschehen. Lasse es nicht zum Letzten

kommen. Du, Shao, bist meine Tochter!«
»Ja, ich weiß!«
Dieser schlicht dahingesprochene Satz beinhaltete alles. Shao hatte auf die Worte der Sonnengöttin gehört. Sie war innerlich bereit, ihr den Gefallen zu tun, denn auch sie wollte nicht, daß Menschen starben, deshalb stand sie auf.
Die Nachwirkungen des Giftes waren völlig verflogen. Kaum hatte Shao Halt gefunden, als sie das Kribbeln spürte, das durch ihren Körper rann. Es glich einem leichten Stromstoß, der sich verstärkte und zu einer Wärme wurde, die noch mehr Blitze abstrahlte, so daß Shao vom Kopf bis zu den Zehenspitzen davon erfüllt wurde.
Sie hatte sich aufgeteilt. Die Magie der Sonnengöttin Amaterasu war auch in ihr wirksam geworden. Man konnte Shao in diesen Augenblicken als einen Zwitter bezeichnen.
Zur Hälfte war sie sie selbst, zur anderen Hälfte Amaterasu. Und sie spürte die Kraft in sich, alles für sich und die Sonnengöttin entscheiden zu können.
Niemand sollte sie aufhalten.
Die Chinesin hatte sich auch körperlich verändert. Ihr Körper war zwar der gleiche geblieben, aber ein gewaltiger Strahlenkranz hatte ihn umgeben, eine gelb weiße Aura, wie sie aus dem Meer stieg, um in den endlosen Himmel zu wandern.
Shao/Amaterasu verließ ihr Gefängnis. Sie wußte sehr genau, wohin sie zu gehen hatte, wandte sich im Gang nach rechts, hörte das Schreien der Geishas und wußte, daß es höchste Zeit wurde.
Sie ging schneller.
Die Kraft einer uralten und leider gefangenen Göttin trieb sie an, und so betrat sie den Raum des Schreckens…

***

Der gewaltige, stinkende Schleimberg konnte mich ebensowenig verfehlen wie die mörderischen Zähne. Wo ich mich auch hingewandt hätte, ich wäre verloren gewesen.
Bis zu dem Augenblick, als der Ghoul plötzlich mitten in der Bewegung stoppte. Etwas hatte ihn irritiert, und auch ich spürte das Andere, das plötzlich vorhanden war.
Auf einmal veränderte sich die Lage. Der Ghoul über mir veränderte sich. Sein schleimiger Körper zog sich in die Länge, verbreiterte sichgleichzeitig, und das gewaltige Maul klappte zusammen, ohne daß ichdazwischen geriet.
Dafür fielen große Schleimklumpen nach unten und schwammen auf der Oberfläche weiter.
Ich drehte mich.
Der goldene Schein traf mich intensiv. Ich wurde geblendet, riß

meine Arme schützend vor die Augen, veränderte dann ihre Haltung und schaute durch die Lücken der gespreizten Finger.

Ja, ich sah die Gestalt.

Eine nackte Frau, hochaufgerichtet, göttinnengleich und von einer strahlend goldenen Aura umringt, dabei das schwarze Haar wie eine lange Welle um den Kopf fließend und mit einem Gesicht versehen, in dessen Zügen das Wissen einer unendlich langen Zeit lag.

Das war nicht allein Shao, sondern die Sonnengöttin!

Dies wußten auch die drei Geishas. Sie sprangen ihr entgegen, wollten vor ihr auf die Knie fallen, doch die Kraft dieser Strahlung ließ sie in der Bewegung stoppen und bis in die Zehenspitzen erzittern.

Es gab keine Hoffnung für sie.

Sie taumelten plötzlich, getroffen von den magischen Strahlen einer Göttin, die sie herausgefordert hatten, und es gelang ihnen nicht, sich auf den Beinen zu halten.

Die Wucht warf sie um.

Shao/Amaterasu aber schritt weiter. Königin gleich ging sie vor, das Gesicht starr und trotzdem mit dem Ausdruck einer Herrscherin versehen.

Sie war gekommen, um zu richten, nicht um zu verzeihen.

Der Ghoul bekam es zu spüren!

Und ich wurde Zeuge des Vorgangs. Der Schrecken fuhr mir durch die Knochen, weil ich hautnah alles mitbekam und mich ebenfalls ein goldener Schein überfallen hatte, der gleichzeitig dafür sorgte, daß auch die letzte Wirkung des Gifts allmählich verschwand.

Ich konnte mich normal bewegen!

Es war ein herrliches Gefühl, dies zu wissen, aber ich ging nicht weg, weil ich die Vernichtung des Monsters, das mich hatte töten und anschließend verschlungen hätte, miterleben wollte.

Es begann mit einem Knirschen.

Nicht das Becken veränderte sich, oder die Fliesen am Rand brachen zusammen, der Schleimklumpen, aus dem der Ghoul bestand, wurde zu einer festen Masse.

Er verhärtete sich in Sekundenschnelle und geriet dabei in einen kristallinen Zustand. Obwohl der Ghoul durch dieses Austrocknen vernichtet wurde, wuchs die Gefahr für mich, da durch diesen Prozeß auch meine Bewegungsfreiheit beeinträchtigt wurde.

Noch konnte ich zurücklaufen und mich drehen. Beides tat ich, erreichte mit zwei Schritten den Beckenrand und schaffte es auch beim ersten Versuch, aus dem Bassin zu klettern.

Aufatmend blieb ich an seinem Rand stehen, noch eingehüllt von einem goldenen Schleier, und schaute zu, wie der Ghoul allmählich starb. Er wurde lautlos getötet. Alles, was sich im Innern des Beckens befand, hatte unter der magischen Kraft der Strahlen zu leiden und

veränderte seinen Zustand.

Die Kristalle schoben sich aufeinander zu, sie bildeten neue Formen, und nur das dabei entstehende Knirschen und Schaben war zu hören. Der Ghoul aber gab keinen Laut von sich.

Sein lautloses Sterben faszinierte und stieß mich gleichzeitig ab.

Ich spürte das Grauen, und ich wußte, daß mich andere Kräfte gerettet hatten. Allein auf mich gestellt, wäre ich in diesem Spiel der große Verlierer gewesen.

Sekunden später passierte es.

Ein hämmerndes Krachen durchpeitschte die Halle. Irgend etwas war gebrochen, ich sprang einen Schritt zurück und sah dort, wo einst Schleim das Bassin gefüllt hatte, nur noch eine Wolke aus blitzendem Staub.

Der Ghoul war durch die magische Hitze der Strahlung explodiert. Die Wolke stieg der Decke entgegen und verteilte sich in dem Raum. Ich wollte nicht unbedingt in ihre Nähe geraten, trat einige Schritte zur Seite und schaute Shao an.

Die Chinesin war wieder normal geworden.

In ihrer Blöße kam sie mir so hilflos vor. Sie zitterte am gesamten Körper, ich sah auch, wie sie schwankte, sprang auf sie zu, und als sie fiel, fing ich sie auf.

Sie lag in meinen Armen.

Wir schauten uns an. In ihren Augen lag noch immer ein so ferner Ausdruck. Wahrscheinlich hatte sie die Vorgänge noch nicht verkraftet. Möglicherweise befand sich ihr Geist auch noch im Kontakt mit der Sonnengöttin.

»Shao!«

Von der Decke hallte ein Schrei durch den Raum des Schreckens.

Ich schaute in die Höhe, sah erst jetzt das Gitter, wo sich hinter den Stäben Sukos Gesicht abmalte.

Ich winkte ihm zu.

»Okay, John, ich komme!«

Wir hatten noch einiges zu tun, bis wir, zusammen mit einigen Kollegen, den verschachtelten Bau durchsucht hatten. Zum Glück lebten die drei Geishas. Und auch ihr Herr und Meister, Hito Tawashi. Auf sie alle warteten die Zellen, und die Geisha-Schule wurde geschlossen und versiegelt.

Wieder einmal hatte jemand versucht, die Mythologie einer längst vergessenen Zeit in die Gegenwart zu holen. Es war ihm nicht gelungen. Wer mit Gangstermethoden arbeitete, mußte auch darauf gefaßt sein, wie ein Verbrecher behandelt zu werden.

Das konnten sich Hito Tawashi und seine Helfershelfer hinter die Ohren schreiben, wenn sie in den Zellen schmachteten.

Uns blieb nur noch eins.

Groß zu feiern. Und als wir alle richtig in Stimmung waren – die Conollys hatten wir ebenfalls eingeladen –, sang Bill plötzlich in bester Weinlaune ein Lied für Shao.

»Du bist meine Sonne!«

»Aber du nicht meine Stimme!« rief seine Frau Sheila, hervor, bevor sie fluchtartig den Raum verließ…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 324 »Die Geliebte des Dämons«